

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Hau	305
Der erste Hochschullehrertag. Von Wilhelm Hasbach	322
Bauernrevue. Von Gustaf af Heljersham	331
Russien. Von Leon Jettin und Wilhelm Pittner	333
En die Pestmiffen. Von Karl Lamprecht	335
Kunofabrikation. Von Labou	335

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1907.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 875 Direktion.

„ 7913 Kasse u. Effektenabteilung.

„ 7914

„ 7915 } Kuxenabteilung.

„ 7916 }

Telegramme: **Ulricus.**

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9-1 und 3-5 Uhr.

SCHWARZBURG Beste Pension * * * * Großstädtischer Komfort

Tennis, Schwimmbad * **Weisser Hirsch**
Bürgerliche Preise * *

EMIL JACOBY Herz-Schuhe



Leipziger
Strasse 70

Frankfurt
nach Frankfurt

Leipzigerstr. 120
Schillstrasse 11

Mädler's Patent-Koffer

unerreicht an Leichtigkeit, Eleganz und Haltbarkeit
sowie sämtliche

Reise-Artikel und Lederwaren

Moritz Mädler

Leipzig
Petersstr. 8

Berlin
Leipzigerstr. 101/2

Hamburg
Neuerwall 84

Frankfurt a. M.
Kaiserstr. 29

Preisliste versende gratis: Moritz Mädler, Leipzig-Lindenu.



Berlin, den 31. August 1907.

Hau.

An der ersten Morgenstunde des dreiundzwanzigsten Julitages sind den karlsruher Geschworenen zwei Fragen vorgelegt worden. Die erste: Ist der sechsundzwanzigjährige Angeklagte, Rechtsanwalt Karl Hau aus Groß-Littgen, schuldig, am sechsten November 1906 seine Schwiegermutter, Frau Josephine Molitor, vorsätzlich getötet zu haben? Die zweite: Hat der Schuldige die That mit Ueberlegung ausgeführt? Beide Fragen wurden, nach einstündiger Berathung, mit mehr als sieben Stimmen bejaht. Damit war der Thatbestand des Paragraphen 211 gegeben und der Angeklagte mußte, nach dem Gesetz, zum Tod verurtheilt werden. Was über den Prozeß, die Haltung des Schwurgerichtspräsidenten, des Angeklagten, des Publikums, zu sagen nöthig schien, ist am siebenundzwanzigsten Juli hier gesagt worden. Nur ein Indizienbeweis; doch so fest gezimmert wie selten einer. Fester als hundert, die im deutschen Land Juristen und Laien zum Schuldspruch genügt haben und, ohne Diskussion, als zureichend hingenommen worden sind. Auch der Gewissenhafte durfte auf diese Brücke treten; und sicher sein, daß er auf gutem Grund stand. Dennoch haben wir seitdem täglich gelesen, der Thatbestand sei nicht aufgeklärt, Hau offenbar unschuldig und kein Zweifel möglich, daß der leipziger Straffenat das unhaltbare Urtheil aufheben werde. Schwurgerichtsurtheile werden selten aufgehoben; sie geben ja keine Entscheidungsgründe, die das Reichsgericht nachprüfen, in denen es die fehlende oder falsche Anwendung einer Rechtsnorm rügen könnte, sondern nur den Ausdruck einer dem Ergebniß der Hauptverhandlung entnommenen, auf Ehre und Gewissen gestützten Ueberzeugung. Das Urtheil eines Schwurgerichtes kann von der re-

vidirenden Instanz nur aufgehoben werden, wenn das Verhandlungsprotokoll eine Verletzung des Gesetzes ergibt. Nicht ein einziger Grund, der die Aufhebung erwirken müßte, ist bisher ans Licht gekommen. Doch thut man, als sei der Erfolg der Revision heute schon völlig gewiß. Haus Bertheidiger, Herr Dr. Dieß (einst Landgerichtsrath, jetzt Rechtsanwalt, Marxist und der Sozialdemokratischen Partei angehörig), läßt verkünden, er habe dem Schwurgericht in einer Denkschrift die „moralische Rechtfertigung der Revision“ vorgelegt. Die wird das Gericht in seiner Sprache wohl „unerheblich“ nennen; nicht moralisch, sondern juristisch muß die Revision begründet sein. Das Material, hören wir, sei in einer „umfangreichen Kiste“ nach Leipzig gegangen; und sollen glauben, dieses Material müsse ganz ungeheuer sein, da es eine große Kiste fülle. Dazu ist zu sagen: Die Schrift, die den Antrag auf Revision des Urtheiles begründet, geht an das Gericht, das den Spruch gefällt hat, und wird von ihm, mit sämmtlichen zur Sache gehörigen Akten, nach Leipzig geschickt; daß die Akten eines Mordprozesses, in dessen neunmonatigem Verlauf ungefähr siebenzig Zeugen vernommen wurden, nicht in einem Briefumschlag zu befördern sind, könnte ein Sextaner begreifen. Doch die Stimmung darf nicht ermatten: also muß Tag vor Tag mit neuen Zeilen nachgeholfen werden. *Adhuc sub iudice lis est*; und man könnte geduldig warten, bis der höchste Richter im Reich gesprochen hat. Kanns aber nicht, weil die Sache zum Skandal, zur deutschen Schande geworden ist. Wie die Sensation entstand, habe ich hier zu erklären versucht. Daß die nach Karlsruhe und Baden-Baden entsandten oder dort in Zeilenlohn genommenen Reporter den einträglichen Stoff nicht gern aus den Fingern lassen, ist leicht zu verstehen. (Noch immer wird freilich zu selten bedacht, welches Unheil die Affordlöhnung in der Presse stiftet; wie oft nur der Blick auf die Monatsrechnung zum Schreiben drängt.) Nicht minder leicht zu verstehen, daß der Bertheidiger, der fühlen mag, daß die Hauptverhandlung ihm keinen Kranz eingetragen hat, jetzt Alles aufbietet, um die Revision durchzusetzen oder die Wiederaufnahme des Verfahrens vorzubereiten. Das ist sein Recht; ist seine Pflicht. Doch die horazischen *certi fines* dürfen nicht überschritten werden. Der Bertheidiger darf nicht nach Mitteln greifen, deren Anwendung der Staatsanwaltschaft harten Tadel zuziehen müßte. In den Schranken, nicht außerhalb, hat er sachlichen und persönlichen Erfolg zu suchen. Und die Presse darf nicht hinter der Vorwand ihrer Berichterstattungspflicht infame Anschuldigung häufen und der gemeinsten Kitzelzier dienen. Das haben wir erlebt. „Auch wer Hau nicht für ausreichend überführt hält, hatte kein Recht, im Interesse des Verurtheilten eine andere Person zu

bezichtigen und in den Schmutz zu zerren.“ Das stand in einem guten Artikel der *Vossischen Zeitung*. (Aehnliches stand auch in anderen Blättern, die aber selbst der Sünde bloß waren und deren tapferes Schmälen deshalb nur wie feige Heuchlergrimasse wirkte.) Und die „andere Person“ war ein Mädchen.

In der Hauptverhandlung hatte der Verteidiger zunächst versucht, einen Diener der Frau Molitor mit dem Schuldverdacht zu belasten. Dieser Karl Wieland sollte mit der Witwe des Geheimen Medizinalrathes Molitor Streit gehabt haben und galt als unauffindbar. Ein alter Fehler schwacher Kriminalpolitik: statt den unzweideutigen Beweis zu fordern, daß sein Klient schuldig sei, müht sich mancher robin, einen Zeugen, den er verschwunden wähnt, mit dem Gewicht der That zu bebürden: und ist mit seiner Forensikunst dann zu Ende, sobald das Echo des Prozeßlärmes den lange vergebens Gesuchten in den Gerichtssaal gerufen hat. Nach Wielands Aussage war der künstlich gezeugte Verdacht abgethan. Noch auf einen anderen taktischen Kniff hatte man aber gehofft. Herr Hau weigerte die Antwort auf jede Frage nach den Beziehungen zu seiner Schwägerin Olga Molitor; lehnte mit besonderem Nachdruck die Beantwortung der Frage ab, ob er wisse oder ahne, wer seine Schwiegermutter getödet habe. Warum? Da er, ohne sich zu gefährden, Nein sagen konnte? Weil er nicht lügen will, wisperis schon im Schwurgerichtssaal; weil er weiß oder ahnt, ein ihm theures Leben aber nicht in Gefahr bringen will. Ein Gentleman also. Einer, der für seine Liebe den Kopf unter's Beil legt. Der ein Mörder? Unsinn. Hau hatte Geld wie Heu. Konnte in Amerika, wo er (man denke!) Außerordentlicher Hochschullehrer und Advokat war, bequem viel mehr verdienen, als er brauchte. Und soll, um lumpige siebenzigtausend Mark zu erben, gemordet haben? Das glaubt kein Erwachsener. Dahinter steckt sicher ganz Anderes. Schon Juvenal hat gesagt: *Nulla fere causa est, in qua non femina litem moverit*; und das Polizeigenie des alten Dumas, der sich auf solche Dinge nicht schlechter als Sherlock Holmes selbst verstand, rieth, in jedem Rechtsstreit nach der Frau, als der Thäterin oder Anstifterin, auszuspähen. *Cherchez la femme!* Auf der Zeugenbank ward sie gefunden. Fräulein Olga Molitor. Schon sechsundzwanzig; aber hübsch, elegant, röthliches Haar und ein Gedichtbändchen auf dem Kerbholz; also sehr verdächtig. Neben ihr ist die Mutter getödet worden. Auf Olga war Frau Lina Hau eifersüchtig. Und der Angeklagte will um keinen Preis gestatten, daß sie in die Sache hineingezogen werde. Wenn sie gar nichts zu fürchten hätte, wäre er nicht so ängstlich. Mit solchem Vorurtheil läßt sich operiren. Hat Olga geschossen? War sie im Komplot? Wollte sie den Schwager, der Schwager sie tö'en und traf die Kugel in

irrendem Lauf die Mutter? Schweigt Hau, um Olga zu schonen? Schwört Olga, um ihren Karl nicht allzu schwer zu belasten, sie habe den Mörder, der doch dicht hinter ihr war, nicht deutlich gesehen? Die Mitschuld des Fräuleins wird kaum noch bezweifelt. Dann entschließt Hau sich zum Geständniß der Unschuld. Er hat Olga geliebt; mit allen Wesensfasern sich an sie geklammert, doch kein Aederchen seines Gefühles ihr je enthüllt. Nur um sie vor seiner Rückkehr in die Neue Welt noch einmal zu sehen, kam er heimlich, verumumt, mit fremdem Haupt- und Barthaar, nach Baden-Baden. Da der Plan mißlang, ist er hastig auf den Bahnhof gelaufen und abgereist; hat den Schuß nicht gehört und von dem Mord erst in London erfahren, wo Frau Lina mit dem Kind auf ihn wartete. Da habt Ihr's! Liebe; von der salomonischen Sorte, die stark wie der Tod ist. Hau unschuldig oder Olga mitschuldig: alles Andere ist Prokuratorenblech. Kein Wunder, daß Frau Lina im Pfäffiker See Ruhe suchte. Die Schwester hatte ihr den Mann abgespannt. Eine nette Pflanze. Eine, die Verse macht, pikante Bücher liest, in pariser Tingeltangel stiefelt; was man so eine Emanzipirte nennt. Der ist Mancherlei zuzutrauen. Schon während der Verhandlung wurde das Fräulein von Insulten verfolgt. Als das Urtheil gesprochen war, heulte die Menge: „Nieder mit der rothen Olga!“ Zwei Compagnien des Leibgrenadierregimentes mußten, da die Polizeimannschaft nicht ausreichte, die Straßen räumen und lehrten erst gegen drei Uhr nachts in die Kaserne heim. Das hatte die Dessenliche Meinung gewirkt.

Sie vermochte noch mehr. Interviews, lange Depeschen, Gutachten, Ergebnisse der Lokalinsektion, kriminalpsychologische Untersuchungen. Dumme Schwarzwaldbauern, hieß es zuerst, haben das Urtheil gesprochen; Leute, deren Hirn die Feinheit dieses Falles gar nicht ermessen konnte. Die gewöhnt sind, um Neun die Decke über den Kopf zu ziehen, und um ein Uhr nachts nun judiziren sollten. Wollt Ihr Geschworene? Ja. Dann dürft Ihr die Männer nicht mäkeln, die von Staatsanwaltschaft und Vertheidigung nicht abgelehnt worden sind. Daß ihre Verathung nach Mitternacht begann, war der Wille des Angeklagten, der den Vorsitzenden bat, die Sitzung nicht noch einmal zu vertagen. Vielleicht (ich weiß es nicht) hat eine Bauernmehrheit ihn verurtheilt. Von Rechtes wegen. Eine Mehrheit, gegen die der Vertheidiger nichts einzuwenden hatte. Und die ihren Tadeln laut sagen könnte: „Wir haben den Angeklagten und die Zeugen vier Tage lang gesehen und gehört; Ihr habt nur Zeitungberichte gelesen und seid mit all Eurer Stadtweisheit hier deshalb schlechter dran als wir ungebildeten Schollenleber.“ Zweiter Angriff. Aus welcher Entfernung hat der Thäter geschossen? Nicht einmal diese Kar-

dinalfrage hat das Schwurgericht ernstlich erörtert; solche Lücken hat dieses Verfahren. Wir (öffentlich Meinende) behaupten, daß schon die Prüfung des Geschohfleßels die Unschuld Haus beweisen würde. (Wobei angedeutet wird, daß nur Jemand, der neben Frau Molitor ging, geschossen haben könne.) Antwort: Das Gericht hat über diese Frage zwei Sachverständige gehört; einen Geheimen Medizinalrath, der die Leiche obduzirt hatte, und einen zur Untersuchung herangezogenen Büchsenmacher. Beide haben ausgesagt, die Waffe müsse dem Leib der Frau Molitor sehr nah gewesen sein; der Abstand sei auf höchstens zehn Centimeter zu schätzen. blieb hier, trotz Leichenschauprotokol und Gutachten, eine Lücke, so ist der Vertheidiger, der sie klaffen ließ, grober Pflichtveräumniß schuldig; der Gerichtshof braucht den Angeklagten nicht sorgsamer zu schützen als der von ihm bestellte Wächter. Mit Alledem war nichts Rechtes anzufangen. Auch nicht mit einem freiherrlichen Zeugen, der gesehen haben wollte, daß Olga ihre Mutter erschossen hat, aber zu schweigen bereit war, wenn das Fräulein sich entschloffe, seine Baronin zu werden. (Dieses Gefasel eines Expreffers oder Verrückten, dem die Mitgift selbst eine Mörderin heiligt, wurde Tage lang mit eiferndem Ernst beschwagt.) blieb immer nur der noble Versuch, Haus hübsche Schwägerin anzuschwärzen. Die! Daß sie gern mit Schußwaffen hantirte und stets einen Revolver bei sich trug, weiß in Baden-Baden jedes Kind. Mancher Mannbare, daß ihre Sexualität sie ins Verede gebracht hat. Und ihr unkindliches Benehmen gegen die Mutter! Und Lina's Eifersucht! Und zwei Zeugen, deren Aussagen Hau entlastet hätten, sind nicht vernommen worden: ein Friseur und eine Ladenbesitzerin. Alles wurde prompt depeßirt und in Sperrdruck veröffentlicht. Alles erwies sich als unwahr. Das Fräulein hat nie eine Schußwaffe in der Hand gehabt, nie einen Revolver besessen. Olga's Wandel ist unbescholten. Nach dem Zeugniß ihrer Geschwister und Schwäger war sie eine gute, zärtliche Tochter; kam mit der Mutter nie in schlimmen Streit. Alle vor Gericht festgestellten Thatsachen sprechen gegen den Verdacht, Lina sei auf die Schwester ernstlich eifersüchtig gewesen. Was als Aussage der nicht vernommenen Zeugen verbreitet wird, ist belanglos. Thut nichts. Vier Wochen lang steht ein wehrloses Mädchen am Schandpfahl.

Haus redseliger Vertheidiger hat gesagt, wenn sein Klient den Mord unter den von Ankläger und Gericht angenommenen Umständen ausgeführt hätte, mühte er ein Dummkopf sein, der sicher durchs „Raubmördervorexamen“ gefallen wäre. Streiten wir nicht über den Geschmack des Herrn, der sich, mit der Stilkunst des berühmtesten Quartaners, als Marxisten und Optimisten den Landbleuten empfiehlt; halten uns auch nicht bei der Frage auf, ob je ein Ver-

brechen ans Licht käme, wenn der Verbrecher nicht irgendwo von dem Pfad, den kluge Voraussicht ihm weisen mußte, gewichen wäre. Wir wollen nur fragen, wie die Intelligenz Olga, wenn sie wirklich als Mörderin erkannt würde, eingeschätzt werden müßte. Könnte sie dann auch nur noch als zurechnungsfähig gelten? Sie lebt mit der Mutter zusammen; Monate lang allein im Haus. Jeder mag sich ausmalen, was sie thun könnte, um eine alte Frau, die ihr im Weg wäre, sacht oder schnell aus der Zeitlichkeit zu spediren. Wir aber sollen glauben, sie habe die Mutter auf offener Straße niedergeschossen; sich also, als der That Nächste, verdächtig gemacht. Die Möglichkeit nicht erwogen, daß der Tod nicht sofort eintreten, die Sterbende mit Wort oder Geberde die Thäterin bezeichnen werde. Ein Laut noch, ein Gestus, ein Blick nur: Alles verloren. Wir sollen glauben, daß sie die graufige That, einen Muttermord, beschloß und ausgeführt habe, als Ramachen sie, wider Erwarten, aus einem Theekränzchen abgeholt hatte. Motive? Nicht das winzigste ist sichtbar. Haß? Mutter und Tochter lebten einträchtig mit einander. Liebe? Fräulein Molitor duzte den Schwager nicht einmal; verkehrte mit ihm in der Zone fähler Konvenienz. Nichts, was einen Roman ahnen, auch nur den kleinsten Verdachtschatten aufkommen läßt. Trotzdem: ein Mädchen am Pranger.

Sind die Stützen des Schuldbeweises etwa so schwach, daß man an einen Fehlspruch glauben muß? Karl Hau war im November 1906 in enger Geldklemme. Hatte Linas Nitgift verthan, ein wiener Bankhaus um vierhundert Pfund zu pressen getrachtet und besaß nur noch ungefähr neuntausend Mark. Nicht viel für Einen, der mit Frau und Kind über den Djean will und gewohnt ist, wie ein Dollarmillionär zu leben. Der die Frau mit Diamanten behängt, von feilen Paschas Osmanenorden erhandelt und den Leuten vorlügt, er werde als Delegirter der Vereinigten Staaten mit Coates auf die haager Friedenskonferenz gehen. Er könnte Verwandte anpumpen; käme dann aber um seinen Nimbus. Drüben säckelt er wohl wieder was ein. Immerhin nicht so schnell, wie der deutsche Spießbürger glaubt, dem von Professur und Advokatur, von Riesengeschäften mit der russischen, peruianischen, türkischen Regierung die Dhren sausen. Ein Solicitor und Agent, wie es zwischen Pacific- und Atlantisküste Hunderte giebt. Eine Acquisition, Parteivertretung oder Agentenleistung bringt ein schönes Stück Geld; von zehn Schiffen, die gierige Hoffnung ausschickt, scheitern acht aber stets vor dem Hafen. Ein Brahlhand, der den Rabob spielt, ein Mädchen aus gutem Haus entführt, in den romantischen Plan eines Doppelselbstmordes geschwaßt, angeschossen, nur unter dem Zwang harter Drohung geheirathet und dem Kind dieser Ehe Syphilis ver-

erbt hat. Der nur noch zweitausend Dollars besaß und dem ein Checkschwindel mißlungen war. Panzert des Wesens hehre Reinheit solchen Mann gegen jeden Verdacht? Er konnte das Vermögen der Schwiegermutter, den Erbtheil der Frau überschätzen; konnte hoffen, die sorglose Schwägerin werde ihm, Lina zu Liebe, das Ererbe ins rentable Geschäft geben. Oft haben minder starke Motive zu Mord und Totschlag getrieben. Weiter. Am sechsten November ist Frau Molitor in Baden-Baden getödet worden. Am sechsten November war Karl Gau in Baden-Baden. Heimlich. Seiner Frau hatte er das Ziel der Reise verborgen; sie verpflichtet, keinem Menschen zu sagen, daß er auf dem Kontinent sei. Für die Fahrt Kopf und Wangen mit falschem Haar bedeckt. In dieser Vermummung wurde er bei der Stätte und in der Stunde des Mordes gesehen. Er hat sich am Telephon für einen Postbeamten ausgegeben und die kränkelnde Frau Molitor, gegen ihren Willen, zu dem Wege genöthigt, von dem sie nicht wiederkam. Gleich nach dem Mord ist er mit dem nächsten Zug weggefahren; hat den Klebebart abgerissen, Perrücke, Hut und Mantel in den Aermelkanal geworfen. (Ein paar Tage vorher hatte er die alte Dame, deren krankem Herzen jähe Aufregung verhängnißvoll werden konnte, mit einer gefälschten Alarmanricht bei Nacht und Nebel nach Paris gelockt.) Als er verhaftet wird, stellt er sich wahnfinnig, leugnet dann Alles und läßt sich erst von der Nothwendigkeit zu halbem Geständniß drängen. Das Alles ist erwiesen. Motiv? Liebe. Ein mit allen Yankeealben geschmierter Agent fährt von London maskirt in den Schwarzwald, um von der heimlich Angebeteten Abschied zu nehmen. Er könnte ihr auflauern, sie auf dem Weg zum Besperthee ansprechen. Kein. Er scheucht ihre Mutter aus dem Haus. Will er hinein? Der Diener würde ihn erkennen; mindestens die Maskerade merken. Und Olga wäre in der Wohnung nicht zu finden. Aber nehmen wir an, er fände sie. Sein Plan gelänge. Er spräche mit Olga, während Frau Molitor im Postbureau ist. Dort erfähre sie, daß kein Beamter sie gerufen habe; auch, wie der Mann aussah, der sich ihr am Telephon für einen Beamten gab. Mit dieser Kunde käme sie zurück: und müßte von Olga hören, daß der Vermummte ihr lieber Schwiegerjohn war. Das Fräulein hätte nicht den geringsten Grund, die freche Täuschung der Mutter zu verschweigen. (Zweifache Täuschung: denn der Telephonfälscher war nun ja auch als Depeschenfälscher entlarvt.) Die Postdirektion würde den Vorgang der Staatsanwaltschaft anzeigen. Paragraphen 132 und 360¹¹ des Strafgesetzbuches. Annahmung eines Amtes und Grober Unfug. Vernehmung der Damen Molitor. Skandal, der das süße Geheimniß in Aller Mund und den verliebten Fant ins Gefängniß oder Haftlokal brächte.

So mußte es kommen, wenn der Plan gelang; mußte. Dazu Perrücke und Mastixbart? Das sollen wir glauben? Dem Luetiker, der am fünften Novemberabend, wenige Stunden vor dem ersetzten Wiedersehen, den Hotelportier nach Lustmädchen fragt, zutrauen, keusche Herzenswallung habe ihn über den Kanal gejagt? Dieses läppische Märchen einer Gouvernantenseele soll uns bethören? Ein Indizienbeweis kann kaum stärker sein als der in Karlsruhe erbrachte.

Monate lang hat er Allen genügt. Drei der Familie Molitor Angehörige hielten, in verschiedenen Städten, ohne die Möglichkeit einer Verständigung, Hau von vorn herein für den Thäter. Das allein gäbe zu denken. Ueberlegt, wie das Wesen eines Schwagers auf Euch gewirkt haben müßte, dem Ihr, ehe noch irgendwelche Indizien gegen ihn zeugen, die Ermordung seiner Schwiegermutter zutraut. Frau Lina war von Haus Schuld überzeugt. Der emsige Verteidiger möchte uns einreden, daß sie ihren Karl für einen treulosen Ehemann, niemals aber für einen Mörder gehalten habe; schrieb in einen zur Veröffentlichung bestimmten Brief. (*Epistola non erubescit*, hat ein besserer Jurist gesagt.) Die Behauptung ist unhaltbar. Lina drängte den angeklagten Mann zum Selbstmord. Weil er getändelt hatte? Deshalb wollte diese Frau, deren Umsicht und Wesenstüchtigkeit von jedem Wort ihrer Briefe und ihres Testaments erwiesen wird, nur deshalb ihn in eine That treiben, die den letzten Zweifel an seiner Mörderschuld beseitigen und ihrem Kind, einem kranken Mädchen, den Vater nehmen mußte? Lina hat die Schwester, vor Gericht nicht auszusagen. Warum, wenn sie den Mann nicht für schuldig hielt? In dem selben Brief der Frau steht der Angstruf: „Wenn er nur um Gottes willen nicht den Schuß gesteht!“ Sie weiß: er hat geschossen; hofft aber noch, der Beweis werde nicht zu führen sein. Drei Monate nach der That; als sie Karl im Gefängniß gesehen und gesprochen hat. Eifersüchtig auf Olga? So eifersüchtig wie manche mit krankem Uterus alternde Frau auf die jüngere Schwester, deren Leib frischer, deren Geist beweglicher ist. Da fällt wohl einmal ein spitzes Wort. (Ueberlegt, liebe Damen, ob Ihr nie zu Eurem Männchen gesagt habt: „Die gefällt Dir wohl besser als ich? Mit Der lasse ich Dich nicht allein. Der machst Du ja ganz höllisch den Hof.“ Ueberlegt, obß furchtbar ernst gemeint war und wie in der Akustik eines Schwurgerichtssaales die Wiedergabe wirken würde.) Von leidenschaftlicher Eifersucht kann nicht die Rede sein. Der Rivalin, vor der sie aus dem Leben flieht, würde eine Frau nie ihr Kind vermachen. Linas letzter Wille bestimmt: Olga soll des Kindes Mutter sein; das Kind soll den Namen des Vaters ablegen, nie in der Familie Hau leben, aber den Verurtheilten, wenn er nach fünfzehn Jahren aus

dem Gefängniß komme, mit kleinen Beträgen unterstützen. (Daß Hau sich mit dem Rest seiner Kraft gegen die Verlesung dieses Testaments wehrte, ist leicht zu verstehen.) Lina's letztes Wort sprach der Schwester Olga herzlichsten Dank aus. Genügte? Lina hat sich vergiftet und ertränkt, weil sie in ihrem Mann den Mörder ihrer Mutter sah und nicht den Muth fand, „die Schmach zu überstehen, die über mich und mein Kind gebracht worden ist“. Das ist bewiesen. Wags der optimistische Narrist noch so laut leugnen.

Noch mehr ward erwiesen. Fünf Monate nach dem Mord hielten zwei zum Gutachten berufene Psychiater, hielt auch der Bertheidiger den Angeklagten für schuldig. Als im Gerichtssaal behauptet wurde, Herr Dr. Diez habe am zwölften April Haus Sache für aussichtslos erklärt, weil das Gutachten des Professors Hoche die Hoffnung enttäuscht habe, kam der Rechtsanwält aus dem Häuschen. Unerhört! Dieses Gutachten habe er ja erst am siebenzehnten Mai erhalten; konnte also am zwölften April noch nicht Schlüsse daraus ziehen. Wirklich nicht? Am zwölften April hat er an Frau Lina geschrieben: „Das Gutachten des Geheimrathes Hoche wird, wie er mir bereits mittheilte, dahin ausfallen, daß er Karl Hau für vollständig zurechnungsfähig halte; und ich kann nur hoffen, daß die von uns zusammengetragenen Momente in der Verhandlung so viel ergeben, daß eine verminderte Zurechnungsfähigkeit angenommen werden kann, wobei ich auf Professor Wschaffenburg rechne, und daß dann entweder die Geschworenen die Ueberlegung verneinen, so daß nicht eine Verurtheilung zum Tode, sondern nur zu einer Freiheitsstrafe erfolgen kann, oder doch wenigstens der sichere Boden für eine Begnadigung geschaffen wird.“ Herr Dr. Diez hat also eine wahre Thatsache geleugnet. Am letzten Verhandlungstag sagte er, sein Klient habe auf jeden Erbanspruch verzichtet und dürfe schon deshalb nicht als ein geldgieriger Mörder verurtheilt werden. Wann hat Hau verzichtet? Sechs Monate nach dem Mord; als er im Untersuchungsgefängniß saß und seine Sache für verloren hielt. Am selben Tag erzählte der Bertheidiger, Professor Wschaffenburg habe niemals, nicht eine Minute lang, an Haus Unschuld gezweifelt. Professor Wschaffenburg hat am zwölften April, also im fünften Monat der Untersuchungshaft, an Frau Lina geschrieben: „Es würde für Sie zweifellos eine außerordentliche Erleichterung sein, wenn Sie an Ihren Mann mit dem Bewußtsein zurückdenken könnten, daß er die furchtbare That in Folge seiner geistigen Erkrankung begangen hat.“ Als er diesen Brief schrieb, hatte Professor Wschaffenburg an Haus Schuld also keinen Zweifel. Am zweiundzwanzigsten Juli nannte der Bertheidiger die Anklage ein jämmerliches Kartenhaus, das der schwächste

Windstoß umwerfen müsse. „So kläglich, so traurig war noch nie ein Indizienbeweis wie der vom Staatsanwalt hier versuchte. Wenn Sie, meine Herren Geschworenen, auf Grund dieses Indizienbeweises als Schöffen meinen Klienten wegen unerlaubten Schießens zu drei Mark Geldstrafe verurtheilen sollten: Sie würden dem Amtsanwalt ins Gesicht lachen. Sie müssen den Mann freisprechen. Mit dem Leben eines Menschen darf man nicht so spielen, wie es hier geschehen ist.“ Am zwölften April hat der selbe Bertheidiger, der den Angeklagten oft gesehen und seit fünf Wochen auch die Zeugenprotokolle durchstudirt hatte, an Frau Lina geschrieben: „An eine Freisprechung ist nach der heutigen Sachlage nicht zu denken. Ihr Mann giebt sich natürlich über den Ernst der Situation keiner Illusion hin. Das Gefühl, daß seine Angehörigen und Freunde, trotz Allem, was geschehen ist, ihn nicht im Stich lassen, fängt allmählich an, einen günstigen Einfluß zu üben. Man kann damit rechnen, daß ihm nach Ablauf einiger Jahre die Freiheit wiedergegeben wird; und bei seiner Jugend und seinen Fähigkeiten wird er dann doch wieder in der Lage sein, sich eine Existenz zu schaffen.“ Nicht der leiseste Zweifel an Haus' Schuld. Nur die Hoffnung, die Verurtheilung zum Tod hindern und nach ein paar Jahren vom Großherzog Begnadigung erwirken zu können. Das ist das jämmerliche Kartenhaus. So sieht der Bertheidiger die Sache. Genügt's endlich?

Nein, sagt der optimistische Marxist. Was ich damals schrieb, beweist gar nichts; denn damals kannte ich eben Haus' Beziehungen zu Olga noch nicht. Gut, Herr Rechtsanwalt. Aus Ihren Aprilbriefen muß der Unbefangene herauslesen, der Angeklagte habe Ihnen seine Schuld nicht gehehlt. Kein Wort deutet an, daß er sie leugne. Er gibt sich keiner Illusion hin. Ist seiner Frau „für die Güte und Liebe, gegen die er sich so schwer vergangen hat, von Herzen dankbar.“ Ruhiger, seit er weiß, daß Verwandte und Freunde, „trotz Allem, was geschehen ist“, ihn nicht im Stich lassen. Sie selbst sagen, an Freisprechung sei nicht zu denken; hoffen nur auf die Hilfe der Psychiater, die das Urtheil mildern und nach nicht zu langer Frist die Begnadigung ermöglichen werde. Die werde der Staatsanwalt freilich wohl erst empfehlen, wenn „ein glattes Geständniß vorliegt“. Hofften Sie auch darauf? So scheint's. Als Landgerichtsrath a. D. wissen Sie ja, daß gegen den Widerspruch der Staatsanwaltschaft die Anwendung des Gnadenrechtes kaum je zu erwirken ist. Sie schreiben: „Darüber, wie das Verhalten Ihres Mannes in der Hauptverhandlung einzurichten sein wird, sind wir noch nicht im Reinen.“ Seltsam. Das Verhalten eines unschuldig des Mordes Angeklagten kann am Ende doch nicht zweifelhaft sein. Sind sie nachher ins Reine gekommen? Waren die Rollen etwa so vertheilt, daß

der Mandant den verschwiegenen Amoroso zu mimen, der Mandatar mit keinem Winkwort aufs Ganze zu gehen hatte? Das dürfen wir nicht annehmen. Auch nicht, daß Sie ein „glattes Geständniß“ gehört haben. Das ist selten. Schweigen kann sehr beredt sein; und schließt doch keine Thür, die ins Freie führen könnte. „Sie haben mein Schweigen, meine Seufzer und Thränen für ein Schuldbekennniß genommen? Das war ein Irrthum. Ich habe mit dem Verbrechen nichts zu thun.“ Dann citirt der Herr Bertheidiger leise seinen Ulpian: *Cogitationis poenam nemo patitur*; und freut sich der Zollfreiheit seiner Gedanken. Wenn der Klient, der schlaue Kollege aus Washington, unter vier Augen auf Ehre und Gewissen aber seine Unschuld behauptet hätte: wäre Ihnen dann im fünften Monat des Vorverfahrens die Sache so hoffnungslos erschienen? Hätten Sie dann der Frau des Angeklagten gesagt, an Freisprechung sei nicht zu denken? Doch ich habe nicht das Recht, einen Indizienbeweis gegen Sie zu führen; weder Verurtheilung noch Lust. Zurück zu den Hammeln des Kollegen Patelin. Voilà. Sie kannten Hausbeziehungen zu Olga im April noch nicht. Kennen sie aber jetzt. Was ist's damit? Einsteilen wissen wir nur, daß Frau Lina auf die Schwester nicht immer gut zu sprechen war; sich neben der sechs Jahre jüngeren Olga weh fand; dem Mann, dem sie ihren kranken Leib längst versagen mußte, Flirtgelüsten zutraute; und einmal geschrieben hat: „Olga ist ein netter Käfer. Sie ist hübsch und kann sehr interessant sein. Ich habe ein Bißchen Angst vor ihr.“ Das ist nicht viel. Nicht mehr, als täglich in den besten Familien vorkommt. Sie müssen ganz Anderes wissen. Sonst dürften Sie nicht auf das Fräulein als auf eine des Todes Schuldige oder Mitschuldige deuten. Worauf stützt sich Ihr Verdacht? Sicher nicht auf die morsche Laienmeinung, Olgas (zweimal beeridete) Aussage, sie habe den Schützen nicht deutlich gesehen, müsse falsch sein. Sechs Uhr abends im November. Die Damen plaudern. Der Mörder schleicht oder springt heran. Ein Schuß: die Mutter stürzt. Ist nicht natürlich, daß die Tochter zuerst auf die Verwundete, Sterbende blickt? Und kann nach diesem Augenblick der fliehende Mörder nicht schon so weit weg sein, daß nur der Kontur im Dunkel noch zu erkennen ist? Könnte die unklügste Haltung, das wirrste Wort Olgas in der Minute solchen Erlebend auffallen? Ein Mädchen, das neben sich die Mutter verbluten sieht: und man fordert Ueberlegung, heißt bedachtames Handeln! Ihr Glaube, Herr Rechtsanwalt, ruht gewiß auf festerem Grund. Um die Prozeßsensation zu verlängern und, nach der im Schwurgerichtssaal erlittenen Schlappe, Ihrem Namen flink ein Weltrühmchen zu haschen, können Sie an dieser Schändung ja nicht mitgewirkt haben. Nicht das Verlangen

nach der Revision des Falles Hau müssen Sie „moralisch rechtfertigen“, sondern Ihr Reden und Zwinkern. Schnell. So lange im Kreis der Rechtsgegnossen das Urtheil über Sie noch zu revidiren ist. Ueber den Träger eines privilegirenden Ehrenkleides. Kennen Sie D'Aguesseau? Reformator des französischen Rechtes; hat die Bulle Unigenitus und Laws Aktienschwindel bekämpft; als Antipapist und Antikapitalist also Ihr Mann. Der hat gesagt: „Die Advokatur ist so alt wie das Richteramt, so rein wie die Tugend, so nothwendig wie die Gerechtigkeit.“ Kennen Sie Beaumarchais? Auf seine Art auch beinahe schon ein Genosse. Der ließ, zwanzig Jahre nach dem Tode des Kanzlers D'Aguesseau, seinen Figaro einem Rabulisten vor Gericht zurufen: „Continuez à déraisonner, mais cessez d'injurier! Lorsque, craignant l'emportement des plaideurs, les tribunaux ont toléré qu'on appelât des tiers, ils n'ont pas entendu que ces défenseurs modérés deviendraient impunément des insolents privilégiés. C'est dégrader le plus noble institut.“ Wie denken Sie über die Advokatur, Herr Landgerichtsrath?

Schnell wieder ins Sachliche. Wollt Ihr, daß Morde gesühnt werden? Ja. Laden die Herren Mörder Gaungäste an den Ort der That? Nein. Soll der Grundsatz der freien Beweiswürdigung weitergelten, das Gericht, Gelehrte und Laien, über das Ergebniß der Beweisaufnahme nach seiner freien, aus dem Inbegriff der Verhandlung geschöpften Ueberzeugung entscheiden? Ja. Oder wollt Ihr wieder Beweisregeln schaffen, Normen, die bestimmen, unter welchen Voraussetzungen eine Thatsache als erwiesen anzusehen sei? Den Paragraphen 260 der deutschen Strafprozeßordnung etwa durch die Vorschrift der Karolina ersetzen, die den nicht geständigen Angeklagten durch den Augenschein oder durch „zwei oder drei glaubhaftige gute Zeugen, die von einem wahren Wissen sagen“, überführt sehen will? Nein. Habt Ihr erfahren, daß der direkte Beweis (durch das Zeugniß fehlbarer Menschen) eben so große Mängel hat, eben so leicht trügen kann wie der Indizienbeweis? Ja. Bleibt also auf dem Boden unseres Kriminalrechtes? Dann sind wir einig. Keiner von uns kann beschwören, daß Karl Hau seine Schwiegermutter gemordet hat. Doch ungemein starke Indizien weisen auf seine Schuld. Geldmangel, Brahlucht, Hang zur Lüge und zu üppigem Leben; heimliche Reise, falsche Depesche, falscher Bart, falscher Telephonruf; er ist an der Stätte und in der Stunde des Mordes gesehen worden; war ver mummt und hat Frau Molitor auf den Weg gelockt, wo die Kugel sie traf; hat dann simulirt und geleugnet. Die Frau hielt ihn für schuldig, ging aus der Schmach in den Tod und sorgte mit letzter Kraft für die Tilgung jeder Gemeinschaft zwischen diesem Vater und seinem Kind.

Schwägern und Schwägerinnen gilt nur er als der Mörder. Daß er's ist, dünkt selbst seinen Verteidiger fast ein halbes Jahr lang völlig gewiß. Was er zur Erklärung seines Handelns vorbringt, ist ein schlechter Loggenburgroman; zu schlecht und kindisch für solchen Schlauchkopf. Wäre aber als ein feines Gespinnst zu loben, wenns das Haupt eines Schuldigen schützen sollte. Denkt Euch für fünf Minuten in dessen Lage. Eitelkeit hat ihn (der sich der Ehefrau für den Sohn eines Millionärs ausgab) über den eigenen Reiz, die eigene Geltung im neuen Familienkreis getäuscht. Ihn, dunkelst in seinem Hirn, wird Keiner verdächtigen. Die Alte hat ein schweres Herzleiden; vielleicht wirft schon die Schreckdepesche (Olga erkrankt; schnell nach Paris kommen) sie um. Noch nicht? Dann muß man derber nachhelfen. Kein Mitwiffer. Kein ernstlich zu fürchtender Belastungszeuge. Die Familie sucht sicher auf anderer Spur; und Lina's Liebe kämpft tapfer wohl wider jeden Zweifel. Gelingts, dann hat er wieder Betriebskapital und kann in Pennsylvania Avenue weiterproben. Und muß es nicht gelingen? Olga ist zum Thee geladen. Die Alte geht also allein. Warten, bis die Luft rein ist; nach vollbrachter That durch den Novembernebel rasch in den frankfurter Zug. Undenkbar, daß es ans Licht kommt. Kommt aber. Alle Hoffnungen schmelzen im ersten Schnee. Was bleibt? Nur der Versuch, sich in ein Grotenmysterium zu retten. Klarheit ist Tod; nur im Dunkel der Kopf zu bergen. Ein verliebter Narr, den, da er die Braute beschleichen wollte, das Schicksal mit grausamer Lage in blutrotthe Wirbel stieß. Was blieb sonst? Geständniß? Dann endet er auf dem Block oder, mit verseuchtem Leib, im Zuchthaus. Starres Leugnen? Wirkt nicht. Noch muß er auch fürchten, daß Olga, die wider Erwarten mitging, ihn erkannt hat. Der schmeichelt's wohl ein Bißchen, wenn sie als keusch angeschwärmtes Idol so vor der Nachbarschaft stolziren darf: und sie zeigt sich an der Barre freundlich. Und er hat ja keine Wahl. Versteht Ihr ihn? Jetzt stimmt Alles. Wird auch der Wunsch begreiflich, die Nacht vor der Blutarbeit im Arm eines gemietheten Mädchens zu verbuhlen. Der beau geste des diskreten Ehrenmannes. Die ganze Taktik vor und nach dem Geständniß der Unschuld. Er war „über seine Haltung im Reinen“. Ist Euch dieser Indizienbeweis zu schwach, dann bescheidet Euch, von zehn Morden neun ungesühnt zu lassen.

... Als ich, im Juli, hier gesagt hatte, wie fest gezimmert diese Indizienbrücke mir scheine, bekam ich viele Scheltbriefe. Mein Beweisversuch, stand darin, sei beinahe eben so kläglich mißlungen wie der des Staatsanwaltes. (Womit ich noch zufrieden sein konnte. Der Staatsanwalt hatte die Sache neun Monate lang durchaus studirt und in der Hauptverhandlung, unter dem

Auge seiner höchsten Chefs, ohne Rhetorglanz, doch mit dem gewünschten Erfolg vertreten. Gab es für ihn irgendeinen Grund, Fräulein Moltor zu schonen? Keinen erkennbaren. Er hätte die Schwägerin, wenn sie ihm schuldig erschienen wäre, mit dem selben Eifer angeklagt wie nun den Schwager.) Das Motiv sei gar nicht aufgeklärt; wegen des lumpigen Erbtheiles wäre ein Mann von Haus Schlag nicht zum Mörder geworden. (Nag sein. Herr Hau hatte zwar das Blau vom Himmel gelogen. Der in die Schweiz entführten Lina eine Kugel in die Brust gejagt, aber nicht den Muth gefunden, die Waffe, wie verabredet war, gegen das eigene Herz zu richten. Als Syphilitiker ein Kind in die Welt gesetzt. Einen Chefschwindel versucht. Sehr imposant finde ich einen Mann von Haus Schlag also nicht. Zweifle auch, ob Einer, der nur noch neuntausend Mark hat, siebenzigtausend eine Lumperei nennen würde. Gebe aber zu: Das Motiv scheint dem Betrachter nicht stark. Schien bei manchem überführten Verbrecher noch viel dünner. Beispiele bei Feuerbach, im Pitaval und in den Zeitungen. Beginnt mit diesem Fall eine neue Aera der Kriminalistik? Wird fortan ein Motiv verlangt, das ruhig wägender Vernunft genügt? Dann muß es Freisprüche regnen. Vor der erbrochenen Ladefasse eines Grünframhändlers wird ein Mann gefunden; in seiner Tasche ein Stemm Eisen. Festgestellt wird, daß er zwei Stunden vor dem Einbruch den Bart abgesehritten und das Haar gefärbt hat. Einbrecher? „Ich bin Chauffeur, verdiene hundert Mark im Monat: und sollte Freiheit und Ehre auf dieses Rieselhäuflein gesetzt haben?“ Sprech den Mann frei. Oder entschließt Euch, wie bisher die indicia auch ohne zureichendes Thatmotiv gelten zu lassen.) Ein Blinder, meinten die Scheltbriefschreiber, müsse ja merken, daß Hau ein Geheimniß verberge. (Daß er so thut, ist gewiß. Ob er wirklich eins verbirgt, kann ich niemals errathen. Muß ichs denn, um mir ein Urtheil zu bilden? Rein.) Ja! Wer ruft mir? Eine Stentorstimme. Des Vertheidigers. Der hebt nun wieder an. „Mit diesem Klienten wars eben nicht wie mit den alltäglichen. Der wollte nicht sich retten, sondern einen Anderen decken. Der verbot mir die besten Entlastungsbeweise. Verbot, die wichtigsten Sachverständigen noch einmal vernehmen zu lassen. Und da er die Tragweite seiner Beschlüsse und Verbote klar erkannte und wußte, daß es um seinen Kopf ging, ließ ich ihn gewähren.“ Mit Recht, Herr Landgerichtsrath a. D. Und wenn Sie noch auf dem kurulischen Stuhl säßen, nicht am Vertheidigertisch, wäre diese wunderfame Geschichte Ihnen nach dem ersten Verhandlungstag schon zu dumm geworden. Alles spricht gegen den Mann. Sein Handeln am sechsten November und nach der Verhaftung. Das Zeugniß der Lebenden und Toten. Und er will

nicht entlastet sein. Aber auch nicht verurtheilt. Man soll seinem ehrlichen Gesicht glauben, daß er am sechsten November ein fast beispielloses Pech gehabt hat, unschuldig ist und einen Anderen deckt. Den nennt er aber nicht. Läßt Alles im schwärzesten Dunkel. Diskretion Ehrensache. Das kann ungeheuer edel sein. Aber auch ungeheuer bequem. Der ungeheuer Edle mußte sich auf ein Todesurtheil gefaßt gemacht haben. Ihr Klient findet das Urtheil unbegreiflich. Und beantragt die Revision. Ist die Geschichte nicht zu dumm?

Zu dumm. Trotz all den Feuilletonpsychologen, die sich für sie in Schweiß fechten. Man opfert sich oder wehrt sich seiner Haut. Hier ist Einer, der sich opfern will, aber staunt, da man ihm, dem des Mordes Beschuldigten, mehr zumuthet als neunmonatige Unterjuchunghaft. „Todesurtheil? Ich bin ja unschuldig. Mein Geheimniß nehme ich mit ins Grab. Gebe Euch aber nicht das Recht, mich ins Grab zu stoßen. Ich will leben, in Freiheit, versteht sich, will schweigen und frage den Teufel nach Eurer verschimmelten Jurisprudenz und Eurem altmodischen Sühnbedürfniß.“ Ecce Hau. Ein Bierströtiger geht mit einer Frau in einsamen Wald und kehrt allein zurück. Der Leichnam der Frau wird gefunden. Der Bierströtige verhaftet. Er hat Blutflecke an den Hosen und im Portemonnaie den Trauring der Frau. Mörder? Wo denkt Ihr hin! „Ich gebe zu, daß ich verdächtig scheine, bin aber unschuldig. Ich habe der Frau kein Haar gekrümmt. Hatte nicht den geringsten Grund, sie aus der Welt zu schaffen. Mehr sage ich nicht.“ Würde nicht jeder Gerichtshof den Mann verurtheilen? Seine Diskretion für eine Rothausflucht halten?

Herr Karl Hau soll mit anderem Maß gemessen werden. Ist Solicitor, heißt Professor gar und kommt aus der Weißen Stadt Washingtons und Roosevelts. Davon kann man träumen. Und dann war Liebe im Spiel. Ein süßes, schmerzlich süßes Geheimniß. Meinetwegen. Ich bin nicht neugierig. Ich sehe, daß hier judiziert worden ist, wie im Deutschen Reich täglich judiziert wird. Sehe einen ungewöhnlich starken Schuldbeweis, der nur entkräftet werden könnte, wenn ein Mädchen des Mordes schuldig befunden würde. Hau ein ritterlicher Held, Fräulein Olga Molitor Mörderin, Anstifterin, Helferin: vor diese Wahl stellt man uns. Bis hierher war die Geschichte dumm; hier wird sie gemein. Hundert Indizien deuten auf Hau. Gegen das Fräulein ist nirgends ein haltbarer Verdacht vorgebracht worden. Von Keinem. Noch am letzten Morgen der Hauptverhandlung mußte Jeder glauben, Haus Vertheidiger witterte in dem Diener Karl Wieland den Mörder. Hat sein Mandant ihm seitdem Neues anvertraut, so mag's für die Wiederaufnahme des Verfahrens (der Antrag auf Revision ist dann ja unnöthig und verlängert nur Haus Haft) verwerthet

werden. Was nur für den Busen des Beichtigers bestimmt, dann soll der Herr Rechtsanwalt da lassen. Das Gewink und Gemurmelt ist eine Schmach. Er spart uns die Hautbiographien und Hauthymnen, mafulirt ohne Säumen Eure Psychologenversuche: und sorgt dafür, daß ein Mädchen nicht länger mißhandelt, bis aufs Hemd entkleidet und von schmutzigen Mäulern bespeichelt werde. Das Geheimniß des Herrn Hau kann mich erst kümmern, wenn er die Gnade hat, es zu entschleiern; bis dahin glaube ich, daß es eine Plunkerfinte ist. Die Mädchenschändung aber ist für Jeden, der eine Frau oder Mutter, Schwester oder Tochter liebt, eine verdammt ernste Sache. Sind wir wirklich, wie Fromme oft zetern, bis zur Verthierung herabgekommen? Liefer? (Im Thierreich werden die Weibchen ja beschützt.) Im Prozeß Peters ist, auf Anordnung eines Hohen Gerichtshofes, eine Dame gezwungen worden, die intimsten Herzensangelegenheiten ihrer ersten Jugend dem lieben Hören „Oeffentlichkeit“ preiszugeben; unter ihrem Eid über Gefühle und Beziehungen auszusagen, die nicht das losste Fädchen an den Prozeßstoff band. Von Rechts wegen. Niemand hat die unnützliche Härte solches Verfahrens gerügt. In und nach dem Prozeß Hau wird eine Dame, die beschworen hat, nichts für die Thatfrage Erhebliches verschwiegen zu haben, beschneffelt, bespien, eines Kapitalverbrechens verdächtig. Ein Britte hat in einem Buch über Deutschland neulich gesagt, in diesem Reich behandle man die Frau schlechter als anderwärts; chevalereske Empfindung sei nur im Offiziercorps und in einem Teil der Studentenschaft zu spüren.

Fräulein Olga Molitor hat Arges erlebt. An ihrer Seite ist die Mutter gemordet worden. Die Schwester hat sich ertränkt. Der Vater des siechen Mädchens, das Lina der Schwester hinterlassen hat, soll geköpft oder auf Lebenszeit ins Zuchthaus gesperrt werden. Eine Katastrophe, die nur ein kräftiger Körper und ein starkes Herz überstehen kann. Das Fräulein hat geschworen: Ich habe mit all diesen furchtbaren und traurigen Dingen nichts zu thun. War mit Schwager Karl nie irgendwie intim. Konnte ihn Hr. Hau. Sah in ihm stets den Mann meiner Schwester. Wußte nichts von seiner heimlichen Reise. Weiß nichts von dem Mordplan. Zweimal hat sie geschworen. War ihre Aussage fahrlässig oder gar wider besseres Wissen unwahr? Der Beweis ist nicht einmal versucht worden. Aber der Böbel jöhlt: „Nieder mit der rothen Olga!“ Droht ihr mit Knüppeln ins Wagenfenster und ängstet sie hinter eine Polizistenhecke. Die Gebildeten treibens sanfter; doch auch gefährlicher. Auf allen Lippen, in allen Blättern: Olga Molitor. Ob sie noch hübsch ist. Schlank oder rund? Hüften? Roth oder blond? Sinnlich oder jungfernhast kühl? Was man unter Pastorstöchtern so „frei“ nennt? Schlimme Bü-

cher hat sie ja gelesen; mindestens also gern mit dem Feuer gespielt. Und ihre Gedichte! War nicht druckbar. Ob sie selbst geschossen oder den Schwager angepöbel hat? War er ihr erster Flirt? Ist ihr die Lhat oder Mitwisserschaft zuzutrauen? Jedes Zufallswörtchen, das im Wohnzimmer oder in der Gesindestube je über sie gesprochen wurde, wird jetzt weitergetragen; meist wohl vergrößert. Wohin sie geht: ihr Name ist bekannt; ist gewehmt. Jeder kennt die Bilanz ihres Vermögens, ihres Erlebens. Weiß sogar, daß sie erst seit dem Tod ihrer Mutter seidene Unterröcke trägt. Wer führt ein so weltbekanntes Bürgerfräulein (das höchstens sechstausend Mark Rente hat) zur Ehe ins Haus? Auf die Gefahr, überall, im Salon und im Theater, hinter seinem Rücken zischeln zu hören: „Ach, die Molitor?“ . . . Ist's noch nicht genug? Ein Verbrechen wäre mit dem Schicksal dieses unter giftigem Anhauch alternden Mädchens fast schon geführt. Dem Böbel ist sie das Scheusal von den Lindenstaffeln. Der guten Gesellschaft eine vielleicht recht interessante, doch mit Vorsicht zu genießende Dame. Warum? Weil sechs, acht große Meinungsdressire dem Hundstags hunger einen Jungfrauenleib in den Käfig geworfen haben.

Herodot erzählt: „Wenn der Skythenkönig erkrankt, läßt er die angesehensten Wahrsager ins Schloß kommen und fragt sie nach der Ursache seines Leidens. Die nennen dann Einen, der beim Herde des Königs falsch geschworen und so die Krankheit herbeigerufen habe. Dieser Mensch wird allsogleich verhaftet. Leugnet er den Meineid, so läßt der König neue Wahrsager kommen. Spricht die Mehrheit den Angeklagten schuldig, so wird er geköpft. Zeugt die Mehrheit für ihn, so werden die Wahrsager hingerichtet, die zuerst zum Urtheil berufen waren.“ Graues Alterthum roher Skythen. Karl der Große sah die Welt schon aus hellerem Auge. Er hat den Beschluß der Synode bestätigt, die für Recht erkannt hatte: „Wer, vom Teufel verblendet, ein Weibsbild für eine Hexe und Menschenfresserin hält und deshalb verbrennet, soll des Todes sein.“ 785. Nach tausend Jahren sind wir viel weiter. Der Hexenhammer gilt nicht mehr. Hexenbad und Hexenwage sind des Landes nicht mehr der Brauch. Höchstens noch die Thränen- und die Nadelprobe. Eine, der auf der Folter das Auge trocken bleibt und deren Haut nicht blutet, wenn die Male und Narben ihres nackten Leibes mit spitzen Nadeln durchstoßen werden: Die ist gewiß eine Hexe. Wir sind modern. Die Kirche ist machtlos. Der König hinter goldenem Gitter. Die Folter abgeschafft. Der Henker ein Popanz. Ueber uns waltet mild die Oeffentliche Meinung. Und morgens und abends labt uns ihr Segen den Sinn.



Der erste Hochschullehrertag.

Daß die Staatsgewalt mit der auf höheren Entwicklungsstufen nothwendigen Theilnahme der Bürger an Gesetzgebung und Verwaltung von den gesellschaftlichen Mächten abhängig wird, ist schon sehr alte politische Weisheit; und das Wesen der Dinge berührt es nicht, ob im Verfassungstaate der Parlamentarismus hinter der Coulisse Geschäfte abschließt; oder ob im System der parlamentarischen Regierung die herrschende Partei offen Gesetze zu ihren Gunsten macht, alle wichtigen Staatsstellen mit ihren Anhängern besetzt und in nägeheim Titel und Orden zur Bereicherung der Parteilasse verkauft; oder ob endlich in der Demokratie der Sieger mit schamloser Dreistigkeit die ganze Beute für sich in Anspruch nimmt und nebenbei Gesetzgebung und Verwaltung bestimmt werden läßt von dem Werth der Plünderungen, die man ihm gestattet. Sollen sich nun alle Beamten dem Sturm der Oeffentlichen Meinung beugen, von der vor Kurzem selbst ein demokratisches Organ meinte, daß sie wenigstens zum Theil in den Redactionstuben gemacht wurde? Einige Kategorien von Beamten, so ist immer wieder von ernstern Politikern im Interesse des Staates und der Gesellschaft gefordert worden, sollen eine vom Parteigetriebe unabhängige Stellung erhalten: vor Allem die Richter, dann, wenn nicht alle Lehrer, so doch mindestens die Hochschullehrer; hier und da wurde auch die Bedeutung eines von ausländischen und inländischen Einflüssen freien, hochgebildeten, national fühlenden Klerus hervorgehoben. Weder in einer Kritik dieser Forderungen noch in der Darlegung, ob sie überall verwirklicht sind, besteht meine Aufgabe; ich will nur darauf hinweisen, daß in dem Aufruf zum Besuch des ersten Hochschullehrertages, der Anfang September in Salzburg stattfinden wird, mit würdigen Worten betont wird, wie nöthig dem Akademischen Lehrer die Unabhängigkeit ist. Offenbar kann die Hochschule nur dann ihre schweren Aufgaben bewältigen, wenn bei der Wahl der Professoren ausschließlich drei Fragen gestellt werden. Sind die Kandidaten produktive Gelehrte? Sind sie pflichttreue, tüchtige Lehrer? Werden sie voraussichtlich die übrigen Universitätsgeschäfte gewissenhaft besorgen? Daß der Hochschullehrertag die Beschränkung auf diese drei Fragen durchsetzen könnte, hat man wohl mit der Begründung bezweifelt, er vermöchte doch nicht jede ansehbare Berufung vor seinen Richterstuhl zu ziehen. Gewiß nicht. Aber wenn er auch nur einige besonders graße Fälle besprechen sollte, dann würde man künftig sicher vorsichtiger sein. Doch allzu hoch darf man die Bedeutung solcher Schritte nicht schätzen; die völlige Unabhängigkeit ließe sich nur mit der Erringung der finanziellen Unabhängigkeit erobern. So schwer, fast unerreichbar uns dieses Ziel erscheinen mag: wir müssen durch vermehrte wirtschaftliche Macht einen größeren Einfluß zu erlangen suchen. Wenn den Hochschulen anderer Staaten

beträchtliche Einnahmen aus Schenkungen und Vermächtnissen zufließen: sollte Das nicht auch bei uns möglich sein, sobald einmal der Blick wohlwollender reicher Leute für diesen Zweck geschärft und das Schenken und Vermachen zur Befreiung der Hochschule in die Sitte übergegangen ist? Aber auch die sanguinisch Angelegten werden zugeben, daß die finanzielle Selbständigkeit der Hochschulen noch in sehr weiter Ferne liegt; und so lange wird die auch in dem Aufruf angeregte Regelung der Gehaltsfrage ein anderes Mittel gegen die Schäden von heute sein. Zwar: den bei geschäftlichen Submissionen vielfach aufgegebenen Zuschlag an den Mindestfordernden wird sie nicht beseitigen, aber doch jene Kontraste des Einkommens mildern, die an die abgebrauchte Gegenüberstellung der Fürsten und der Bettler erinnern, Kontraste, die um so peinlicher gefühlt werden, als Arbeit und Einkommen nicht stets in geradem Verhältnis zu einander stehen. Diese (übrigens in Preußen gemilderten) Mißstände hängen damit zusammen, daß die akademische Karriere so gar nicht den Charakter der Beamtenlaufbahn hat. Diesen Charakter sollte man ihr deshalb, so weit es sich mit den eigenthümlichen Einrichtungen deutscher Hochschulen verträgt, ohne Gewaltthaten zu geben suchen. Das Extraordinariat sollte für jeden akademischen Lehrer eine Durchgangsstufe bilden und jeder Extraordinarius sollte, wenn er hierzu befähigt ist, ein Ordinariat zuerst an einer kleineren Universität antreten. Die Beispiele fehlen aber nicht, daß Privatdozenten, die ein widerspruchlos gefallendes Buch geschrieben haben, gleich nach der Habilitation auf ordentliche Lehrstühle an großen Universitäten berufen werden. Und wir haben schon erlebt, daß solche Bücher späterer Kritik nicht Stand hielten und der gefeierte Professor auf eine neue bedeutende Leistung völlig verzichtete. Unterdessen hat ein tüchtiger Lehrer und Gelehrter nicht einmal ein Extraordinariat zu erlangen vermocht, weil keine Stelle frei geworden ist. So stellen sich auch bei der schönsten Gehaltskala schwerwiegende Einkommensverschiedenheiten heraus, die sich zum großen Theil beseitigen ließen, wenn jeder Privatdozent, der im Uebrigen den akademischen Ansprüchen genügt, nach einer gewissen Zeit zum Extraordinarius mit Gehalt befördert würde und wenn jeder Extraordinarius unter den selben Bedingungen nach einer gewissen Zeit wenigstens das Gehalt eines Ordinarius erhielte.

Diese Mängel lehren, daß die Frage schwer ohne eine Neuregelung der akademischen Karriere beantwortet werden kann. Was hierzu geschehen müßte, kann nicht dargelegt werden, bevor nicht ein Uebel aufgedeckt worden ist, das zu den größten der heutigen Hochschulmiserie gehört. Die Universitäten lassen Einrichtungen bestehen, die ganz anders gearteten Zuständen angehören. Die wissenschaftliche Arbeitstheilung hat das Fundament der Korporation zernagt, aber sie besteht formell weiter. In einer Fakultät sitzen Männer, von denen jeder eine selbständige Disziplin vertritt; nur an größeren Universitäten sind

viele Fächer doppelt besetzt und überall hängen einige enger zusammen. So kommt es, daß jeder Professor mit einigem Ansehen bei seinen Kollegen, wenn es sich um Fragen seines speziellen Arbeitsgebietes handelt, in vier von fünf Fällen die übrigen Mitglieder der Fakultät zu Gehilfen herabdrückt, die ihm einen Fakultätsbeschuß durchbringen helfen; ganz anders bei den allgemeinen Verwaltungsgeschäften, die oft den heftigsten Widerstreit der Meinungen entfesseln. Aus diesem Zergarten führen zwei Wege: entweder man zerstört die Korporation oder man sucht den Universitäten neues korporatives Leben einzuhauchen. Wie Das zu geschehen hätte, soll an einigen Beispielen gezeigt werden; die zu unserer Frage zurückführen. Ein überalter Professor will nicht gern einen unabhängigen, selbständigen Konkurrenten neben sich haben; er veranlaßt einen jungen Gelehrten, sich zu habilitiren. Oder ein Schulhaupt, das viele junge Gelehrte ausgebrütet hat, hemmt, von Vaterfreude geschwellt, das Habilitationbedürfniß von A oder B nicht; oder er hegt eine zu günstige Meinung von C oder D. Oder ein Jüngling kommt aus weiter Ferne mit dem Empfehlungsschreiben eines Chirurgen an einen befreundeten Physiologen; der Physiologe hat einen guten Freund, der in der Philosophischen Fakultät das Fach der Biologie vertritt; der Biologe fängt an, sich lebhaft für den jungen Mann zu interessieren, der über Biologie lesen möchte. Wahrscheinlich werden die vorgestellten jungen Herren ihr Ziel erreichen. Und die liebenswürdigen Patrone glauben, nichts Böses gethan zu haben; sie haben dem Staat kein Opfer aufgeladen und den Kampf ums Dasein, den Vater alles Fortschrittes, entfesselt. Nun meine ich keineswegs, daß die meisten Habilitationen so verlaufen; ich meine auch nicht, daß jeder Privatdozent, der neben einem älteren Gelehrten wirkt, aus dem angegebenen Grunde zugelassen worden ist; noch weniger meine ich, daß die Zahl der kritiklosen Schulhäupter und der gelehrten Zuwanderer groß sei; und die Lieblingstypen aller Kritiker, den Professorensohn und den Professorenschwiegersohn, habe ich nicht einmal erwähnt, weil sie selten sind (obwohl auch ich sie und sogar komplizirtere Erscheinungen: Privatdozenten, die in einer Person zugleich Professorenöhne und Professorenschwiegersöhne waren, zu sehen Gelegenheit gehabt habe). Jedenfalls aber meine ich, daß viele Fakultäten zu lag bei der Bewerbung der Habilitanden sind. Dadurch gerathen viele Gelehrte in die hilfloseste Lage. Soll dieses Uebel beseitigt werden, dann müssen die Fachgenossen verschiedener Universitäten bei jeder Habilitation zusammenwirken: Das ist neues korporatives Leben auf der Grundlage des Bestehenden. Wird nun hierdurch die Spreu vom Weizen gesondert, dann werden die Einkommensverhältnisse von selbst besser werden. Ohne hier das besprochene Prinzip noch durch ein anderes Beispiel, nämlich die Berufung von Professoren, erläutern zu wollen, wo häufig wiederum ein Mann mit einigen unerfahrenen, allen Künsten des Parliaments, Intriguirens und Un-

terminirend ausgefetzten Besitzern die Fakultätbeschlüsse beherrscht*), wende ich mich zu einem Mittel, das den Universitäten wie den aktiven Lehrern zum Heil wird: zu der Bestimmung, daß alle Professoren, die das siebenzigste Lebensjahr erreicht haben, ausscheiden müssen. Das ist manchmal sehr hart: denn es giebt Männer, die mit siebenzig Jahre alle ihre Pflichten ohne Mühe erfüllen; allerdings giebt es auch Alte, die Das nur von sich glauben, die Anderen jedes Jahr nachrechnen und in ihrem Leben ein Jahrzehnt für nichts achten. Oft ist vorgeschlagen worden, man solle den rüstigen Greisen das Wesen mit Zustimmung der Fakultät weiter gestatten. Das wäre aber viel härter, als die unterschiedlose Beseitigung; denn welcher Groll müßte Den erfüllen, dem nun ohne Umschweif bedeutet würde: Du bist alt und untauglich! Und ist es denn ausgeschlossen, daß gerade der Untaugliche die Zustimmung der Fakultät erlangte? Die Gegner der Altersgrenze behaupten auch, daß die Ersatzprofessur das Uebel schmerzlos beseitige. Nun wird nicht immer eine Ersatzprofessur geschaffen, wo sie unbedingt erforderlich wäre; und welcher unglückliche Gedanke schuf die Ersatzprofessur! Der Ersetzte sieht doch gewiß in dem Ersatzprofessor, wenn Dieser, wie so häufig, gegen seinen Willen berufen wurde, den lebendigen Beweis, daß man ihn für verschliffen und unfähig hält; er wird sich, wenn er nicht einen vornehmen Charakter hat, aller zulässigen Mittel bedienen, um seine Thätigkeit fortsetzen zu können und die des Ersatzprofessors zu erschweren. Ist er ein gemeiner Charakter, dann kämpft er mit allen Waffen. Der Ersatzprofessor, verbreitet er, sei ein unfähiger Mensch; oder vertrate eine neue, unwissenschaftliche Richtung, eine Modetheorie; oder Der und Jener habe ihm schon gründlich heimgeleuchtet; oder in seiner Bildung, seinem Wissen seien große Lücken; wenn der Ersatzprofessor Erfolg als Lehrer hat, heißt es wohl, er verdanke sie gewöhnlichen Vortragspoffen oder er lerne seine Vorlesungen auswendig; wenn Alles nicht versängt, spielt man, falls man einen weiten gesellschaftlichen Verkehr hat, den Krieg auf die Lebensführung hinüber; oder man läßt etwa von einem Hausfreunde bei einem Diner an anderem Orte, wo junge Damen und Studenten eingeladen sind, eine lustige und erfundene Geschichte erzählen, in der er lächerlich gemacht und die dann geschäftig weiter-erzählt wird. Wer die Menschen kennt, weiß, daß sich an solchen Heßen gern viele Leute betheiligen, denn der Pöbel hat zahlreiche Angehörige in beiden Geschlechtern und in allen Schichten. Unter Pöbel verstehe ich Individuen, die ohne eigene Kenntniß der Thatsachen und angegriffenen oder verherrlichten Namen sich zu Haß oder Liebe fortreißen lassen, wobei sich unter den rohen Naturen die Claque- und Hausknechtsnatur regt.

*) Die Beschlüsse der Fakultät der Versammlung sämmtlicher Professoren aller Fakultäten unterbreiten, heißt, den Teufel durch Beelzebub austreiben. Dieses Verfahren ist neulich von einem Minister sehr gelobt worden.

Eine Besserung der Lage mancher Dozenten bewirkt die Gründung einer neuen Fakultät oder einer neuen Hochschule. Aber die Anregung dazu geht selten von den Hochschulen selbst aus. Gewöhnlich hält der Lokalpatriotismus einer größeren Stadt eine Universität für unentbehrlich. Der Hochschullehrer überzeugt sich leichter davon, daß die Verminderung der Hochschulen und die reichere Dotirung der übrig gebliebenen im Allgemeinen dem Fortschritt der Wissenschaften und auch seinen Interessen förderlicher wäre. Alle geisteswissenschaftlichen Fächer vertragen recht wohl, daß die Zahl der Universitäten unbedingt eingeschränkt wird, während die naturwissenschaftlichen und medizinischen Fächer nur eine Vermehrung der Arbeitsäle erfordern. Verminderte man die Zahl der Universitäten, dann würden die fortbestehenden Universitäten größer, reicher ausgestattet werden; man könnte das für die moderne Wissenschaft so wichtige Prinzip der Arbeitstheilung, die Spezialisirung, besser durchführen; dann könnten auch Lehrstühle für Fächer errichtet werden, die heute leer ausgehen müssen. Ist es denn nicht beklagenswerth, daß an so wenigen preussischen Universitäten ein Lehrstuhl für Statistik besteht, an keiner ein Lehrstuhl für Allgemeine Staatslehre und Politik, keiner für Soziologie, keiner für Technologie im Sinn einer Hilfswissenschaft für die Nationalökonomie? Hätten die Hochschulen eigenes Vermögen, dann könnten sie manche Lücke ausfüllen.

Welche Folgen würde diese Reform für die Lehrer selbst haben? Die Möglichkeit, die Wissenschaft energischer zu betreiben, eine gleichmäßigere Zuhörerzahl, mehr Arbeitsfreude. Die größere Zahl von Dozenten würde die persönlichen Berührungen vermindern, den rohen, im Essen und Trinken aufgehenden gesellschaftlichen Verkehr einschränken, der für Adel und Bourgeoisie passen mag, aber mit dem wissenschaftlichen Beruf sich nicht verträgt. An kleineren und mittleren Universitäten ist es fast Vorschrift, daß jeder Kömmling sich sowohl den Kollegen wie ihren Frauen vorstellen soll, was ja mit Töchtern gesegneten Eltern gestattet, unverheirathete junge Leute ins Haus zu ziehen, ohne sich Etwas zu vergeben. Die Doktorfabriken, von deren Existenz uns boshafte Leute so viel erzählen, würden verschwinden, denn keine Fakultät brauchte mehr mit diesem Mittel auf Zuzug hinzuwirken. (Ein probates Gegengift wäre die in England bestehende Einrichtung, daß jeder Doktor hinter seinem Namen in Klammern den Namen der Universität angeben muß, an der er promovirt hat.) Und endlich könnten die Bibliotheken besser bedacht werden, da sich ein größerer Fonds auf eine kleinere Zahl vertheilte.

Aus diesen Bemerkungen geht hervor, daß das Programm des Hochschullehretages sehr reich sein würde, selbst wenn er sich auf die erwähnten zwei Punkte beschränkte. Aber mir scheint, er muß seine Berathungen viel weiter ausdehnen, und zwar auf die Frage, ob es nicht seine Pflicht ist, erstens solchen Mitgliedern, die nicht zu ihrem Recht gelangen können, eine moralische

Unterstützung zu gewähren, und zweitens Ehrengerichte zu schaffen. Ich muß hier einige Fälle aus meinem Leben erzählen, so widerwärtig es mir auch ist, diesen Schleier zu lüften. Bald nachdem ich in Kiel mein Lehramt angetreten hatte, erfuhr ich von einem Studenten, er habe gehört, daß ich mir mein Lehramt durch unschöne Handlungen selbst verschafft habe. Ich richtete einen Protest an das Konsistorium zu Händen des Rektors. Der Rektor, ein Theologe, der inzwischen nach Göttingen berufen worden ist, weigert sich, den Protest in Umlauf zu setzen. Nun erfuhr ich, daß hinter dem Rektor der Prorektor steht, ein gewandter Mann, der eine ausgebreitete Thätigkeit an der Universität, der Marineakademie und der Marineschule ausübt, in Universitätskassenangelegenheiten arbeitet und außerdem im Vorstand der Konzertgesellschaft, als Chef der Volkstüche und so weiter segentreich wirkt. Mir wurde vorgehalten, es sei doch der Fakultät bekannt, daß ich vorgeschlagen worden sei. Ich antwortete, Das schließe noch immer meine Einwirkung nicht aus, da doch mehrere Personen vorgeschlagen würden und, was der Fakultät bekannt sei, nicht nothwendig zu Ehren der Studentenschaft kommen müsse. Als mir der Rektor hartnäckig jede Mitwirkung versagte, wandte ich mich an das Ministerium mit der Bitte, eine Untersuchung gegen mich einzuleiten, in der diese und andere Behauptungen geprüft werden möchten. Aber offenbar hat man bald Gelegenheit gefunden, in Berlin den Vorfall als harmlos darzustellen, denn das Ministerium begnügte sich mit einer formlosen Ehrenerklärung, die weder an die Fakultät noch an die Studentenschaft gerichtet war und durch den zufällig in Berlin anwesenden Rektor und einen anderen Theologen überbracht wurde; aber es that keinen Schritt, um den Verleumder aufzuspüren. Bald nachher hörte ich im Gespräch mit einem Kollegen zufällig von einer anderen Unwahrheit, die über mich verbreitet worden war; ich ersuchte ihn, mir die Person, von der er sie vernommen habe, zu nennen. Er weigerte sich, es kam zu beleidigenden Konflikten, die Sache ging an den Senat, er leistete als Ehrenmann Abbitte, aber das im Dunkeln schaffende Individuum wurde nicht bekannt. Wer solche Vorgänge aus dem Wunsch herleiten wollte, den phantastischen Mann seinem Handwerk zu erhalten, oder aus der Ueberzeugung, daß man in einem ausgeräumten Sumpf nicht mehr herumplätschern könne, Der wäre in einem großen Irrthum befangen; sie sprechen aus einer in mißverstandener Kollegialität wurzelnden ethischen Homöopathie, welche die durch stilles Gerede geschlagenen Wunden durch stilles Reden heilen möchte. Und nun noch einen dritten Fall. Bekanntlich sind in Preußen die meisten Zuhörer der Professoren für Nationalökonomie Juristen, von denen jedoch nur die allerbescheidensten Kenntnisse im Referendarexamen gefordert werden. Deshalb muß sich der Nationalökonom angelegen sein lassen, seine Vorlesungen nicht in die von den juristischen Dozenten besetzten Stunden zu legen. Ich bemühte mich daher beim Antritt meines Lehramtes in Kiel, meine

Vorlesungen in solchen Stunden abzuhalten, die bisher von den Juristen verschmäht worden waren. Bald dehnte sich der juristische Vorlesungsbetrieb auch auf sie aus. Da bat ich die Juristische Fakultät um ein Uebereinkommen; es wurde entschieden abgelehnt. Der Streit verschärfte sich, weil die Fakultät in der unumwunden ausgesprochenen Ueberzeugung, daß bei einer sechssemestrigen Dauer des juristischen Studiums der Student keine Zeit habe, sich mit Nationalökonomie zu beschäftigen, die wichtigste Vorlesung, nämlich die theoretische Nationalökonomie, gern auf einen kurzen Extrakt (die Grundlagen, die Elemente der Nationalökonomie) beschränkt gesehen hätte. Da nun in Berlin der Lehr-erfolg des Professors rein äußerlich aus den von der Kasse übermittelten Besuchsziffern abgelesen wird, hatte die Angelegenheit für mich eine große Bedeutung: die Möglichkeit, aus der widrigen Lage eines Erfahrungsprofessors herauszukommen, wurde vermindert, zumal zwei frühere Unterminirungsversuche mit geringem Erfolg abgeschlagen worden waren. Ich unterbreitete daher auch diese Angelegenheit dem preussischen Kultusministerium; es hat mir nie eine Antwort gegeben. Hieraus ergibt sich, daß in den allerwichtigsten Angelegenheiten die höchste Behörde völlig versagt und andere Organe von dem Hochschullehrer-tag zu schaffen sind. So manche Angelegenheit könnte man im Anfang leicht ersticken, aber man läßt das Feuer im Stillen weiter schwülen, bis die Feuerbrunst nicht mehr gelöscht werden kann. Das Ministerium hat keine Organe, die sie zuverlässig über alle Universitätsverhältnisse unterrichteten. Daß das Kuratorium für diese Aufgabe nicht genügt und eine ganz andere Ausgestaltung erfahren müßte, ist allgemein anerkannt. So spielen verschwiegene Gutachten und unkontrollirbare Nachrichten eine große Rolle und führen zu schwerwiegenden Entschlüssen. In den Universitätskreisen herrscht weithin Unzufriedenheit und Mißtrauen. Wie wäre es sonst möglich gewesen, Männer, die die ausgesprochensten Individualisten sind, zu einem Hochschultag zusammenzubringen?

Doch ich wollte beweisen, daß er auch eine Art Ehrengericht schaffen muß. Meine erste nationalökonomische Schrift veröffentlichte ich vor bald fünf- undzwanzig Jahren, zu einer Zeit, wo der „Liberalismus“ jener Tage nach Strohhalmen haßte, um sich am Leben zu erhalten. Ich sagte, das freie Arbeiterversicherungswesen Englands habe die ihm gestellte Aufgabe nur zum Theil zu lösen vermocht. Ich wurde heftig angegriffen, nicht nur mein Buch, sondern auch meine politische Gesinnung, sogar mein Charakter. Daß ich mich wehrte, war natürlich; es war obendrein meine erste Schrift, von deren Beurtheilung sehr viel abhing, mein Hauptgegner war angesehen, einflußreich und die Zahl meiner Gegner wuchs, während die meiner wenigen Freunde sich nicht vermehrte. Heute, wo der Sozialismus in England als eine streitbare Macht dasteht und die Arbeiter eine Alters- und Invalidenversicherung nach deutschem Muster fordern, werden ja auch die Herren Wschrott, Wänreithet

und Genossen nicht mehr daran zweifeln, daß ich die englischen Verhältnisse richtig beurtheilt habe; aber mir ist meine Polemik immer wieder vorgeworfen worden; sie hat mir sehr geschadet. Etwa acht Jahre später veröffentlichte ich zwei Bücher, in denen ich die von der Philologie ausgebildeten Methoden auf die nationalökonomische Literatur übertrug. Diese Methode wurde von dem Schüler eines angesehenen Gelehrten angegriffen; es hieß, die historische Interpretation sei verfehlt, die eigentliche Aufgabe der Literaturgeschichte bestehe in der Feststellung des Einflusses, den die Schriftsteller ausgeübt haben. Philologen werden sich darüber wundern; aber wahr ist, daß die Mehrheit auf der Seite meines Gegners stand. Meine Studien hatten mich den Liberalismus des achtzehnten Jahrhunderts gründlich kennen lehren, ich hatte eingesehen, daß der Liberalismus des neunzehnten Jahrhunderts nur ein vermeintlicher Liberalismus war. Gegen diesen vermeintlichen Liberalismus (vulgo Manchesterthum) hatte die historische Schule gekämpft; und nun benutzte der angesehene Gelehrte das Ergebnis meiner Arbeiten, um darzutun, daß die historische Schule sich am Liberalismus vergangen habe. Die Polemik, in die ich verwickelt wurde, hat man mir wieder sehr übelgenommen. Ein letzter Fall. In Deutschland herrschte und herrscht zum Theil noch jetzt die Meinung, daß Rechtswissenschaft und Wirtschaftswissenschaft eng verschwistert seien. Sogar Roscher hat Das in einem Jugendaufsatz gelehrt. So unzerreißbar seien diese Zusammenhänge, daß Diese nicht ohne die Kenntniß Jener betrieben werden könne. Als ich in Greifswald meine Lehrthätigkeit begann, sagte, wie mir mitgetheilt wurde, ein Professor der Jurisprudenz, der jetzt an einer ostdeutschen Universität wirkt, es sei zu bedauern, daß ich die Pandekten nicht studirt habe. Greifswald hatte damals fünfzig bis sechzig Studenten der Jurisprudenz. In Königsberg bestand um diese Zeit die Einrichtung der Semesterprüfungen für die Inhaber von Stipendien. Ein alter Professor der Rechtswissenschaft, Verfasser eines halben Buches über das römische Erbrecht, Vorsteher eines Studentenheimes, auch in Klassenangelegenheiten thätig, suchte durchzusetzen, daß meine Prüfungsnoten in der Nationalökonomie nicht angenommen würden, weil ich kein Jurist sei. Es war ein hinterlistiger Angriff auf meine Lehrthätigkeit. Der selbe Gelehrte war der seltsamen Meinung, daß die Nationalökonomie eine neue Wissenschaft sei. Er hatte offenbar, trotzdem er Anhänger des klassischen Dogmas war, nicht einmal des Aristoteles „Politik“ gelesen. Als ich in Kiel die angedeuteten Erfahrungen machen mußte und in den „Grenzboten“ die Behauptung aufgestellt wurde, daß die Nationalökonomie aus dem Sumpf, in den sie gerathen sei, nur durch die Jurisprudenz gerettet werden könnte, bewies ich in einem in Schmollers „Jahrbuch“ 1899 erschienenen Aufsatz, daß die Nationalökonomie eine ganz selbstständige Wissenschaft ist, die emancipirt werden müsse. Einige Jahre nachher sah ich, daß selbst Roscher, von dem man es nicht erwarten sollte, in einem späteren Buch den Ausdruck Emancipation gebraucht hat. Für die der Schärfe

der Angriffe entsprechende Schärfe der Polemik wurde ich grausam bestraft; ich hatte mich an der Majestät der Jurisprudenz versündigt und erschien nicht nur als ein Trottel, sondern auch als ein Mensch von minderem Charakter. Ein Jahr später wurde ich von einer Universität an erster Stelle vorgeschlagen. Das Ministerium warf die Liste in den Papierkorb. Viel später erfahre ich auf Umwegen, einer der Gründe sei die Schärfe meiner Polemik, ein zweiter die geringe „Breite meiner vieler Lehrtätigkeit“, die mir doch so sehr erschwert worden war, ganz abgesehen davon, daß ich sechs Jahre lang an der Marine-Akademie während des Winters wöchentlich eine dreistündige Vorlesung gehalten hatte, dann meine Kränklichkeit, die mindestens durch meinen Aufenthalt in Kiel vermehrt worden war. Merkwürdiger Weise wurde mir einmal vorgeworfen, ich habe mich nicht genug gewehrt. Auf Angriffe im Wirtshause zu antworten, verbietet mir meine Erziehung; an anderem Ort habe ich keinen Angriff unbeantwortet gelassen. Und der Einwand, daß die Feindseligkeiten sich an der anderen Universität wiederholen würden, wird widerlegt sowohl durch die bekannte Bornehmheit der dortigen Juristischen Fakultät wie durch die Thatsache, daß ich zum ersten Mal in der Philosophischen Fakultät mehrere Männer vorgefunden hätte, mit denen ich an anderen Universitäten auf freundslichem Fuß gestanden hatte.

Diese Erlebnisse habe ich erzählt, nicht, weil es mir Vergnügen machte; Niemand berichtet gern von seinen Widerwärtigkeiten. Auch nicht, weil ich meinte, daß sie etwas Außerordentliches seien. Ich bin überzeugt, daß ganze Bände der „Zukunft“ mit solchen Erzählungen angefüllt werden könnten. Sondern, weil man die Oeffentliche Meinung gegen den Hochschullehrertag einzunehmen versucht hat. Ich möchte ihr an einigen Beispielen zeigen, daß der Zusammenschluß wohlbegründet ist. Leider ist die Theiligung der Hochschullehrer nicht allzu groß. Natürlich billigen die Geheimen Konsultation-Räthe den Auszug der Plebs nach Zuvavia nicht. Andere wollen sich wahrscheinlich nicht mit den Brot-, Orden- und Titelspendern überwerfen. Noch Andere meinen, die „Gewerkevereinsbewegung“ schade sich für Beamte nicht. Ich wäre der selben Meinung, wenn die Behörde ihre Pflichten gegen die Beamten erfüllte. Aber daß es hier stark hapert, zum Theil aus Mangel an Organen, zum Theil aus Mangel an einer den heutigen Zuständen entsprechenden Gesetzgebung: Das hoffe ich dargelegt zu haben. Das war der zweite Grund, weshalb ich meine Erfahrungen nicht verschwie. Die Hochschulen haben einen großen Schritt vorwärts gethan. Möge die erste Tagung nicht die letzte sein! Denn ein ungeheurer Stoff erwartet seine Bewältiger; er läßt sich nicht in einem Jahr erledigen. Der alte Beamtenstaat geht mehr und mehr in Trümmer. Weshalb? Weil er nicht mehr führt; und er führt nicht mehr, weil er keine Ideen hat. Aus der Welt der Hochschullehrer müssen die Ideen kommen, damit die deutschen Hochschulen wieder die Stellung erringen, die sie einmal besaßen und auf manchem, manchem Gebiet verloren haben. Professor Dr. Wilhelm Hassbach.

Bauernreue.

Der Zug hält an einer kleinen Station und neue Passagiere drängen herein. In einem Nu ist der Wagen voll. Das Signal ertönt; und der Zug wölgt sich langsam über die Ebene.

Ich sitze in meiner Ecke und lese Goethe. Aber ich kann meine Ohren dem Gespräch nicht verschließen. Goethes Schatten wird es mir vergeben. Nach eigener Aussage pflegte auch er Augen und Ohren offen zu haben. Ich höre also, während ich lese, Bruchstücke eines Gespräches. Eine wohlwollende Stimme stellt Fragen, die etwas von oben herab zu kommen scheinen; eine leise, unterthünige Stimme antwortet. Dazwischen höre ich Seufzer, die von einer weiblichen, ein Wenig rostigen Stimme kommen. Und während ich an Goethes „Ewigen Juden“ denke (dessen Geschichte mir neu ist), merke ich, daß ich eine Kranke neben mir habe. Ein Blick zeigt mir ein gewaltiges Bündel Lächer, aus dem ein altes Weibergesicht schaut, und hinter dem Bündel entdecke ich ein demüthig zusammengefrorenes männliches Individuum mit rothem Kranzbart. Ich kehre wieder zu Goethe zurück. Gleich danach hält der Zug auf der Endstation, die in die Stammbahn einmündet.

Während ich auf den Zug warte, der mich weiterführen soll, sehe ich vor mir plötzlich das Paar, dessen Stimmen ich im Coupé gehört habe. Sie kommen über die Schienen, um auf den Perron, wo ich sitze, zu gelangen. Sie groß und stark, er klein und schwächlich. Die Alte geht schwer; auf den Schienen strauchelt sie und fällt gegen den Perron. Tüppisch steht der Rothbärtige und faßt ihren Arm; sie liegt still, ohne einen Laut auszustoßen. Mit vereinten Kräften heben wir sie auf,

genau und hüben. „Was
und vergesse das Geschehene.
ich auf der selben Station
er mit einem Mann, den ich
en Hut über die buschigen
bart und wirft ab und zu
e Gespräch ausdrückt. Das
g beschäftigt, daß ich nicht
en mir sitzt. Mir scheint
st.

g und suchend herum. Er
elastet von den Ereignissen
in Arbeiterhände mit den
neue Blick sucht für eine Se-
nden.

Beun die Krankheit kommt,

ter: „Was für eine Krank-

iß, von Alledem, was sein

„hüßen sie bis an' aus Neue Coupe;“ heißen ist den Ort
auch ich endlich sitze, fange ich wieder zu lesen an um

Als ich nachmittags von Lund zurückkehre, wechsle
den Zug. Steige wieder in das kleine Coupé und sehe da
wiederzuerkennen glaube. Er hat einen schwarzen rund
Augenbrauen gezogen, trägt einen runden rothen Kinn
auf mich einen Blick, der deutlich den Wunsch nach einem
kleine Geschehnis vom Vormittag hat mich jedoch so weni
einmal sicher bin, ob auch wirklich der selbe Mensch ne
so; und um ihm den Willen zu thun, frage ich ihn selb

„Ja“, sagt er und nickt eifrig; „ich wars.“

„Die Frau, die Sie bei sich hatten, war krank?“

„Ja“, sagte er. Und seine Augen fahren unruhig
ist so voll von der Würde seiner eigenen Geschichte, so k
des Tages, daß man's ihm förmlich ansieht. Die dunk
groben Rägeln machen seltsame Bewegungen und der sch
kunde den meinen, als möchte er meine Gedanken ergrü

„Sie ist also krank?“ frage ich.

„Ja“, sagt er. „Da kann man nichts machen. S
muß man sie tragen.“

Ich gebe Das im Allgemeinen zu. Und frage wei
heit ist es denn?“

Er sieht aus, als sei er dankbar für die Erlaubni

Leben mit schwerer Last niederbrückt, sprechen zu dürfen; und sagt dann: „'s ist Wasser. Wasser im Leib. Man muß sie auspumpen. Darum ist sie drin.“

„Haben Sie sie in Lund gelassen?“

„Ja.“

„Im Krankenhaus?“

„Ja. Bis Freitag soll sie dort sein. Dann muß ich wieder hin und sie abholen.“ Er seufzt bei dem Gedanken. „Es ist schon lange. Im September hats angefangen. Seitdem ist sie immerzu drin gewesen. Immer zum Auspumpen. Jetzt is's das vierte Mal.“

„Kann sie nicht mehr gesund werden?“

„Nein.“ Er seufzt wieder. Ein aufrichtiger, stiller, halb unterdrückter Seufzer; er läßt die qualvolle Hölle ahnen, die mit neuen Krankheitsanfällen, mit Auspumpen, Stadtreisen, Beschwerden und endlosen Kosten auf ihn wartet. Dann blickt er mich starr an und fährt fort: „Daheim kann sie auch nichts thun. Das kann ja auch Keiner verlangen. Sie liegt fast immer. Und was sie braucht, muß man ihr bringen. Was soll man thun, wenn die Krankheit kommt!“ Er blickt weg und sitzt jetzt schweigend da; es ist, als ob die Gedanken in ihm weiter ihr Spiel treiben und er sie nur nicht aussprechen könne.

Ich betrachte ihn, zögere und sage dann, immer noch in Angst, tastlos zu erscheinen: „Verzeihung, ich habe sie vormittags kaum gesehen. Ich laß. Ist es Ihre Mutter oder . . . vielleicht . . . Ihre Frau?“

Er blinzelt heftig. „Es ist mein Weib.“ Und als er die Worte ausgesprochen hat, duckt er den Kopf zwischen die Schultern und die Augen fahren umher. „Sie ist viel älter als ich. Ich hab' sie nach ihrem Mann gekriegt. Ich war Knecht dort, als er gestorben ist. Er ist lange krank gewesen. Und so hab' ich sie gekriegt.“

Das Letzte kam häßig und fast schon heraus, als fürchtete er sich, ich könne ihn auslachen. Die ganze Geschichte lag darin; seine ganze kleine Geschichte. Liebe und Ehrgeiz, ein junger Mensch, der eine alte Frau nimmt und Haus und Hof mit ihr kriegt und nach und nach heraufkommt. Dann wird die Frau krank. Der an die Alte Gefesselte ist selbst früh gealtert und muß sie jetzt versorgen, weil er nun einmal daran gewöhnt ist, Das, was einst ihr gehört hat, sein zu nennen.

„Kinder sind keine da,“ sagt er nach einer Pause wieder. „Sie hat einen Sohn gehabt, wie ich sie nahm. Der ist gestorben. Seitdem hat sie keine mehr gehabt. Sie war zu alt.“

„Ja, ja“, sage ich (und ahme seinen eigenen Ton nach): „da ist nichts zu machen.“

„Nein“, erwidert er und harrt auf die rüttelnden Wagenwände. „Freitag muß ich wieder hinein und sie abholen. Wenn die Krankheit kommt, muß man sie eben tragen.“

Weiter ist nichts zu erzählen. Der Zug fährt langsamer und hält dann an der kleinen Station auf der Ebene. Der Mann läßt den Hut und stolpert hinaus. Der Zug hält lange und ich habe Zeit genug, dem ehemaligen Knecht mit den Widen zu folgen. Langsam, gebeugten Hauptes geht er dahin, schwer, als stampe er mit jedem Schritt tiefer in das Räthsel hinein, dessen Lösung er grübelnd sucht. Während der Zug sich langsam in Bewegung setzt, sehe ich ihn zum letzten Mal, wie er sich, unansehlich und zusammengeduckt, vom dämmernden Horizont abhebt.

Stockholm.

Gustaf af Geijerstam.

Anzeigen.

Der große Bal. Drama in drei Aufzügen von Gustav Hermann. Leipzig, Giesecke & Devrient. Zwei Mark.

Aus dem Dialog dieses harten und ehrlichen Dramas haben sich mir vier Sätze eingeprägt. Leicht lassen sie sich zu einem kleinen Bilde zusammensügen, in dem sich der Sinn der Dichtung widerspiegelt: dem thörichten Brauch, den Inhalt zu „erzählen“, wenn man über ein dramatisches Werk Etwas sagen möchte, kann ich mich also getrost entziehen. „Wer der Ewigkeit ins Anliß gesehen hat, muß seinen Reichtum an einsamen Plätzen bergen.“ Keinem, der sich nach einem hohen Leben sehnt, ist diese Erkenntniß fremd geblieben; doch auch Keiner, dem die Kraft verlichen ward, solchem Sehnen Erfüllung zu geben, wird in der kalten Luft einsamer Höhen frieren. Gegen den Frost seit ihm das Grauen vor der dumpfen Atmosphäre im Thal, die „Erkenntniß, daß ein Mensch, in dem Träume und Thaten nach Ausdruck und Ziel ringen, im alltäglichen Leben zu Grunde geht.“ Die freilich, deren Sehnen straffes Wollen und deren Wille fernige, sieghafte Kraft gebietet, sind rar; und größer, viel größer ist die Zahl Derer, die auf halbem Weg unentschlossen stehen bleiben, wenn das Behagen des Alltags seine stärksten Lockungen aufbietet. „Was ist dieses Ringen werth, gegen eine Stunde des Glückes an einem Herzen, aus dem uns gleichen Blutes Schläge entgegenpochen?“ Und dann erst kommt es recht eigentlich zur Entscheidung, wer die Ganzen sind und wer die Halben, ob der Lebenskämpfer echte Menschlichkeit besitzt oder ob er aus einer Lalmimasse geformt ist. Doch die innerliche Entscheidung und nicht das sichtbar Erreichte ist das Bestimmende; und so gleicht das Ziel Derer, die, ohne innere Harmonie gefunden zu haben, weiter eilen, allerdings „einem heidnischen Götzenbilde, dem großen Bal“, dem kein Opfer genügt und der in seiner Uneigentlichkeit auch noch den Opfernden selbst verschlingt. Die aber, deren Sehnsucht nach einem hohen Leben sich im Kampf gegen die Mächte des Alltags so gekürzt hat, daß ihnen der Erdenrest nicht peinlich, sondern leicht zu tragen wird, sie dienen in Wahrheit einem gütigen Gott und die Feuer seiner Altäre verzehren nicht die ihm dargebrachten Opfergarben, sondern läutern sie. Das Schicksal Eines, der nur ein Halber ist und doch ein Ganzer zu sein wähnt, giebt uns Hermann in seinem Drama; dort hat Einer sein Weib, sein Kind, seine Geliebte wirklich einem Götzen geopfert, dem Glauben an sich, denn dieser Glaube war nur ein Wahn; und er, der nur ein Schwacher und kein Starter ist, muß diesem Wahn selbst zum Opfer fallen. Solches im Drama gestalten zu wollen, ist des Dichters gutes Recht; nur eine anmaßliche professorale Aesthetik wagt, fest zu decretiren, daß allein einer großen Persönlichkeit Leben dramatisch sei. Das Leben jedes Menschen ist dramatisch. Mag also Hermann sein reiches dichterisches Können an das Problem des „halben Helden“ wenden, da es ihn doch besonders zu loden scheint (mir kommt dieser Gedanke in Erinnerung an sein Erklärungswerk, den „Triumph des Mannes“), wenn er nur noch, mehr als heute, den Schein des Schwankens und Bögers vermeidet, der manchmal die bedenkliche Frage weckt: Steht hier nicht ein halber Held nur deshalb, weil es dem Dichter an Kraft gebrach, einen ganzen zu formen? Die Entwicklung vom „Triumph des Mannes“ bis zum „großen Bal“ läßt mich hoffen, daß es ihm einst noch gelingen wird.

Leipzig.

Dr. Leon Zeitlin.

Te Tohunga. Alte Sagen aus Maoriland (Neuseeland). In Bild und Wort von Wilhelm Dittmer. Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.

Mit den Zeichnungen fing es an. Aus den Worten einiger alten Maori klang eine verschollene Welt. Die fremde Natur ringsum ließ sich schweigend bewundern; in ihren Einsamkeiten wohnte die Sehnsucht. Von Maoriland hatte ich nie gehört; doch als sie mir geboten wurde, hatte ich keine Wahl mehr. Als ich sie zuerst erblickte, stieß sie mich ab. Was aber half es? Die Tage mußten benutzt werden. Die gewaltige immergrüne Natur war so köstlich; und verlockend war ihre Einladung, das Leben in ihr zu vergeuden, wie sie selbst vergeudete. Davor mich zu schützen, entstanden die ersten Skizzen nach alten Schnitzereien. Es wurden mehr. Mir zusehend, erzählte ein alter Maori von den Thaten seines Urahn's, den ich nach einem geschnittenen Bild stizzirte. Es waren gewaltige Thaten. Am einsamen Lagerfeuer wurden sie in mir wieder lebendig und die Phantasie suchte in neuen Formen ungelent etwas Neues auszudrücken. So entstand die erste Zeichnung. Bücher lehrten mich die alten Sagen; doch die abgebrochenen Erzählungen meines alten Maorifreundes zeigten sie lebendig meinem Auge. Die Zeichnungen mehrten sich; planlos, zwecklos. Was zuerst mich abgestoßen hatte, zog mich an; der Urwald träumte dazu, der Fluß rauschte und ein fremdes Volk erweckte Interesse und Freundschaft. Da kam eines Tages ein Reisender aus Europa durch das Land; er sah die Zeichnungen und sprach das Wort: „Buch machen!“ Und das magische Wort: „Ich verlege es!“ Dann ging er wieder nach Europa. Es ist vier Jahre her. Weil diese Worte im fernen Land gesprochen wurden, ist dies Buch entstanden. Sonst wäre es den ersten paar Zeichnungen wohl ergangen wie allen Dingen in der großen Natur: verweht, verweht; ich glaube, es wäre schade darum gewesen. Dann aber kam das Schreiben. Ich wollte, ein Anderer hätte es geschrieben. Es sind bessere Bücher geschrieben, von Leuten, die Gelegenheit hatten, die alten Sagen noch unverfälscht von den Wissenden zu hören. Von meinen alten Freunden konnte mein Stift das Leben und die Formen erschaffen; mit der Feder aber hatte es seine liebe Noth. Ein Bruchstück nur der alten Sagen enthält dies Buch. Es will lebendig erhalten, was ich von meinen tätowirten Freunden in langen, langen Tagen und Nächten eines sonderbar fremden Lebens empfangen habe. Das Wenige, was in dem Buch neu gesagt ist, macht auf Wissenschaftlichkeit keinen Anspruch; es sollen nur Begleitworte zu den Bildern sein und ihnen den Weg bahnen. Und doch wäre vielleicht nichts aus dem Buch geworden ohne die Freunde, die sich die Zeichnungen allmählich erwarben, die ihre Hilfe spendeten und der schwankenden Hoffnung, die weltfremden Ideen künstlerisch festzuhalten, Zuversicht gaben. Zuletzt wurde Alles fertig. Und die Trennung kam; von der neuen Heimath zurück zur alten. Ich aber denke am Liebsten an den Anjang zurück. Als am breiten Fluß unter der Weide das Zelt aufgeschlagen war, vom Maoridorf frühliche Laute herüberschallten und langsam das Verständniß für eine neue Welt in mir erwachte. An die Zeit, da jeden Morgen die Sonne goldig über die Hügel aufstieg und nachts die Sterne sich im Fluße spiegelten; da allmählich die Weide sich gelblich färbte und mit ihren fallenden Blättern das Zelt vergoldete, das Lagerfeuer frühlicher knisterte, der Rauch blauer in die Lüfte flog und die ersten Zeichnungen entstanden.

Hamburg.

Wilhelm Dittmer.



An die Pessimisten.*)

Sich rechte nicht mit Euch, die Ihr das Leben
Nur findet in des eignen Selbsts Vernichtung.
Die Ihr verkent, Propheten falscher Dichtung,
Was es erheischt: für sich und Andre leben,

Ich geb' Euch Recht: nichts frommt das Einzelstreben,
Nichts schafft des Menschegeistes Einzelrichtung:
Doch wer das All erschaut, Dem wird Verpflichtung,
Sich einzuordnen in der Allmacht Wesen.

Nicht tote Massen finds, die uns vereinen,
Die aus der Vorzeit taubem Urgestein,
Ein falscher Schatz, zu uns hinüberscheinen:

Es ist der Menschheit uranfänglich Meinen
Vergangner Tage Denken, Dichten, Sein,
In dem wir uns zu neuem Streben einen.

Karl Kamprecht.



Kursfabrikation.

Sheimrath Hemptenmacher, der Staatskommissar an der Berliner Börse, hat in einer Erklärung neulich die Art der Kursfeststellung in einem besonderen Fall getadelt. Es handelte sich um eine „Bestens-Ordre“ zum Ankauf eines Industriepapiers, das keinen großen Markt hat. Da nur ein Stück im Nominalbetrag von 1000 Mark gefordert war, mußte auffallen, daß wegen dieses kleinen Umfanges der Kurs des Papiers um $4\frac{1}{2}$ Prozent erhöht wurde. Schon nach wenigen Tagen ging der Kurs auf den früheren Stand zurück. Geheimrath Hemptenmacher (der eben von einer amerikanischen Studienreise zurückgekehrt ist und drüben wahrscheinlich gesehen hat, welche Folgen mangelhafte Börseneinrichtungen haben können) sagte in seiner Erklärung, die unmotivierte Schwankung des Kurses wäre vermieden worden, wenn der Kommissionär, der den Kaufauftrag für 1000 Mark „bestens“ gegeben hatte, und die Kursmakler, die dem Gelegenheitsverkäufer den um 4 Prozent höheren Kurs zubilligten, als sachverständige Kaufleute und nicht als „Maschinen“ gehandelt hätten. Da die Steigerung nur durch den einen Auftrag motivirt war, mußte der Kommissionär den Muth haben, seinen Auftrag zu limitiren oder ganz zurückzuziehen und diesen Entschluß dann vor dem Auftraggeber zu vertreten. Wenn der Vermittler versagte, mußten die Kursmakler sich bemühen, andere Börsenbesucher hinzuzuziehen oder, wenn Das nicht mehr möglich war, den Kurs zu streichen. Der Staatskommissar gilt allgemein als ein sehr tüchtiger Mann von angenehmsten Umgangs-

*) Ein Jugendgedicht des Schöpfers der „Deutschen Geschichte“. Ein Studentengebicht. Und ein interessantes Zeugniß von der Stimmung deutscher Rufensöhne, die Schopenhauer gelesen und dann die Jahre des großen Krieges erlebt hatten.

formen. Gerade weil Herr Hemptenmacher ein ruhig die Dinge abwägender Mann ist, wunderte die Börse sich über die Abkündigung der Kursmattler; und dem Staunen folgte bald auch Entrüstung. Die äußerte sich allerdings meist sotta voce, da man doch nicht riskierte, dem Herrn Geheimrath im üblichen Börsenjargon die Meinung zu sagen. Aber man ist seitdem nicht mehr recht zufrieden mit ihm. Und doch muß jeder Unbefangene dem Staatskommissar im Prinzip zustimmen. Die Art, wie die Kurse gemacht werden, und die unzureichende Information, die das der Börse fremde Publikum durch den Kurszettel empfängt, wirken oft schädlich. Wenn also der oberste Aufsichtsbeamte der größten deutschen Börse einmal frisch von der Leber weg seine Meinung ausspricht, so verdient er für solche Offenheit Dank.

Der Einzelfall, der das Stürmchen entfesselte, lehrt zunächst, daß man nicht unlimitierte Börse.aufträge für Papiere geben soll, die nur in geringen Posten umgesetzt werden. Das Publikum glaubt, wenn es den Bankier beauftragt, ein Papier „bestens“ zu kaufen oder zu verkaufen, es werde wirklich den absolut besten Preis erzielen; vielleicht will es auch keinen bestimmten Kurs angeben, weil sich die Möglichkeit bieten könnte, einen noch günstigeren Preis zu erlangen. Man hofft auf einen Vortheil bringenden Zufall. Dieser Gedankengang fährt aber in die Irre. Jede „Bestens-Ordre“ liefert den Auftraggeber in die Hände des Gegenkontrahenten. Der macht den „besten“ Kurs; und der Käufer oder Verkäufer muß ihn annehmen, weil er sich durch den unlimitirten Auftrag gebunden hat, zu dem zu erzielenden besten Preis abzuschließen. Er bekommt eben immer nur den relativ besten Kurs. Macht sich Einer diese Konsequenzen klar und will er das Papier um jeden Preis erwerben oder verkaufen, so hat der Auftrag, das Geschäft „bestens“ zu erledigen, natürlich kein unbekanntes Risiko mehr. Der nicht Eingeweihte macht in stillen Zeiten aber able Erfahrungen. In diesen Tagen stieg Schlesische Zinkhütte bei einem Umjah von 3600 Mark um 12, Norddeutsche Steingut bei 1000 Mark Umjah um 9½ Prozent; Müller Speisefett verlor bei einem Umjah von nur 5000 Mark beinahe 7 und Donnerstardhütte bei 3000 Mark Umjah 8½ Prozent. In Zeiten solcher Geschäftshochung soll man sich vor der Ertheilung nicht genau begrenzter Aufträge hüten. Das Publikum darf in solcher Zeit keine Ordres geben, deren Erledigung in einem wesentlichen Punkte dem Zufall überlassen wird. Das versteht Jeder. Streitig und durch das Vorgehen des Börsenkommissars zur Debatte gestellt ist die Frage, ob der vermittelnde Bankier (der Kommissionär) nur als Maschine zu fungiren hat oder ob er in gewissen Fällen als denkendes und selbständig handelndes Wesen dem Kunden gegenüber aufzutreten darf. Die Pflichten des Kommissionärs sind im Handelsgesetzbuch geregelt. Da heißt, daß er das übernommene Geschäft mit der Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmannes auszuführen und das Interesse des Auftraggebers wahrzunehmen hat. Das versteht sich eigentlich von selbst. Im Prinzip muß der beauftragte Bankier nach den Weisungen des Kunden handeln; aber das Handelsgesetzbuch läßt auch eine Bestimmung des Bürgerlichen Gesetzbuches gelten, die jagt, daß der Beauftragte berechtigt ist, von den Weisungen des Auftraggebers abzuweichen, wenn er den Umständen nach annehmen darf, daß der Mandant bei Kenntniß der Sachlage die Abweichung billigen würde. Der Kommissionär hat dem Auftraggeber seine Absicht vorher anzuzeigen, wenn nicht mit dem Aufsatze Gefahr verbunden ist. Durch diesen Paragraphen ist zweifellos der vermittelnde Bankier geschützt, der, in Wahrung der Interessen seines Kunden, einen Börsenauftrag nicht

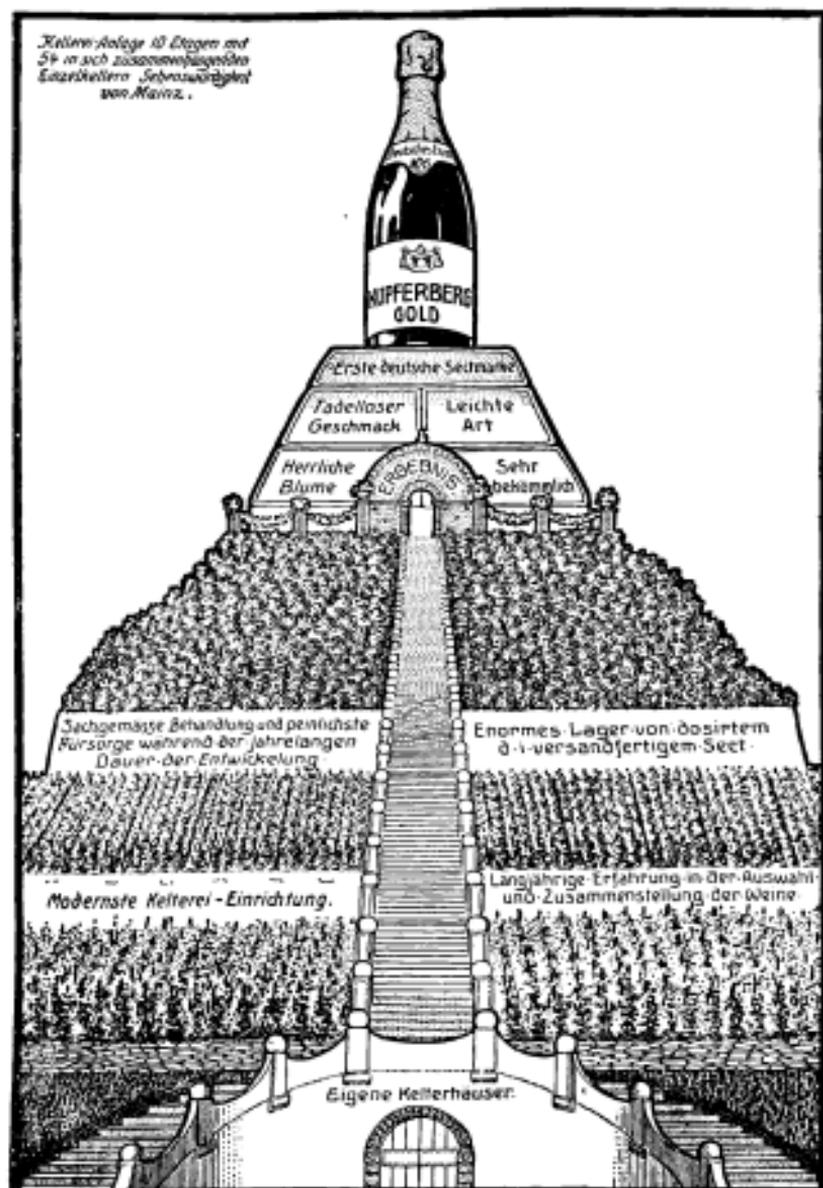
ausführt, wenn die Ordre nur zu einem beträchtlich veränderten Kurs erledigt werden kann. Will der Zufall, daß am Tag nach dem nicht ausgeführten Auftrag der Kurs beträchtlich steigt oder sinkt oder daß die Aktie gar unverkäuflich geworden ist, so kann der Kunde den Bankier nicht haftpflichtig machen, der nachzuweisen vermag, daß er das Interesse des Auftraggebers gewahrt hat. Dieser Nachweis ist oft schwer; aber unter ehrlichen Kontrahenten, die genau wissen, daß sie einander nicht über-vorthellen wollen, wird es kaum zu solcher Beweisführung vor dem Richter kommen. Der Bankier kann die Intelligenz und Ehrlichkeit der Kunden prüfen; legt er Zweifel, so braucht er dem Auftraggeber nur zu sagen, daß er sich bei unlimitirten Aufträgen strikt an die Ordre halten werde, oder kann die Ermächtigung fordern, unter Umständen nach bestem Wissen handeln zu dürfen. Er kann sich sogar schriftlich bestätigen lassen, daß er „außer Obligo“ ist. Die Vermittlergebühr, die der Bankier bekommt, ist nicht hoch: 50 Pfennige für je 1000 Mark. Sagt also Einer, er habe keine Lust, sich für $\frac{1}{2}$ Promille noch besondere Unannehmlichkeiten zu machen, und ziehe deshalb vor, nur als Maschine zu fungiren, so darf man ihm nicht veräbeln. Quemer ist's, sich streng an den Auftrag zu halten; ob der Kommissionär dann ab r stets gegen den Vorwurf geschützt ist, die Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmannes vernachlässigt und das Interesse des Kunden nicht genügend gewahrt zu haben: Das ist eine andere Frage. Jedenfalls bietet das Gesetz dem ehrlichen Vermittler die Möglichkeit, sich, wenn er gewissenhaft gehandelt hat, gegen Ansprüche des Auftraggebers aus selbständig geänderten Dispositionen zu schützen. Damit scheint mir die Frage bejaht, ob der Kommissionär unlimitirte Aufträge im Interesse seines Kunden unter besonderen Umständen unausgeführt lassen darf.

Wäre die Kursnormirung nicht von so vielen unberechenbaren Faktoren abhängig, so brauchte man das Verhalten des Bankiers bei unlimitirten Aufträgen nicht erst zu erörtern. Da sind aber, zum Beispiel, die Gelegenheits-Käufer oder -Verkäufer, die sich gern vor den Marktschranken मौजig machen. Sie betreiben die Ausnutzung unlimitirter Aufträge als Gewerbe und verfahren dabei so vorsichtig, daß sie die Kursdifferenzen, die ein Anzeigen an den Markttafeln durch Minus-Minus- oder Plus-Plus-Zeichen nothwendig machen, stets um Bruchtheile unterbieten, damit nicht Konkurrenz herangezogen wird. Diese Tafelzeichen gelten nämlich als Warnungssignale. Das Börsenpublikum wird, wenn auch nur aus Neugier, an die Schranke gelockt: und nun ist gewöhnlich den Leuten, die im Trüben fischen wollten, das Handwerk gelegt; in der Menge ist oft ja noch ein zweiter Interessent, der dann mit dem „Versucher“, tausend oder verkaufend, in Wettbewerb tritt. Auch die Ursachen der starken Kursabweichung müßten auf den Tafeln angegeben werden. Das Publikum sieht nur die Zeichen, weiß aber nicht, ob die Kursveränderung durch Nachrichten über das Unternehmen begründet ist oder ob sich nur um das Wandern eines spekulativen Schrankengastes handelt. Wer nur den Kurszettel liest, weiß nicht, daß man Börsengeschäfte singiren kann, um Kurse zu erzielen, zu denen den Kunden nachher an der Theke die Papiere aufgehängt werden. Der Bankier sagt sich: „Ich verdiene am Börsengeschäft schon so wenig, daß mir Niemand einen Vorwurf machen kann, wenn ich meine Waare so theuer wie möglich loszuschlagen suche. Und wer mich nach meiner Ansicht fragt, muß die Harmlosigkeit eines Wickelkindes besitzen, wenn er glaubt, ich verkaufe ihm auch die noch für 50 Pfennige aufs Tausend.“ Mit diesem begreiflichen Cynismus muß man rechnen. Werthpapiere sind Waaren wie andere.

Ist Nachfrage, aber kein Angebot, so geht der Kurs in die Höhe. Ein Thor, wer die Konjunktur nicht ausreißt! So darf vielleicht der Privatbankier denken, dessen Hände von der Sünde der Emissionen rein sind. Wer aber an der Schaffung neuer Papiere mitschuldig ist, bleibt für deren Kurs auch mitverantwortlich. Die Emissionsfirmen sollen, im Interesse ihrer Aktionäre und Depositengläubiger, darauf bedacht sein, ihre Liquidität nicht zu schwächen und die Ertragsfähigkeit ihres Kapitals nicht zu verringern. Man darf sie also nicht verpflichten, alles auf den Markt gelangende Material, das keine anderen Käufer findet, aufzunehmen. Das können die Banken nicht, ohne sich selbst in Gefahr zu bringen. Bei kleinen Umlägen, die abnorm große Kursveränderungen bewirken, sollten sie aber nicht die Hände in den Schoß legen. In dem vom Staatskommissar getadelten Fall brauchten die Herren des Emissionshauses die verlangten 1000 Mark, also eine einzige Aktie, nur aus ihrem Portefeuille zu nehmen: dann konnte der Kurs nicht um 4½ Prozent steigen. Oft haben die Emissionsfirmen freilich selbst ein Interesse daran, nicht in die Kursentwidelung einzugreifen, weil sie billig kaufen oder theuer verkaufen wollen. Da paßt ihnen der unlimitierte Auftrag dann in den Kram. Das ist kein Verbrechen; aber auch kein löbliches Handeln. Die Banken dürfen ihre Aufgaben nicht in der möglichst vorteilhaften Ausnutzung des freien Kapitals sehen; je mehr sie an Macht und Ausdehnung zunehmen, desto ernsthafter müssen sie auch die Interessen des ganzen Marktes und seiner Kundenschaft bedenken. Wenn sie das Publikum in guten Zeiten zum Effektenkauf animiren, dürfen sie es in kritischen Tagen nicht sich selbst überlassen. Durch die Börseorgane sind die Banken nicht zu kontrolliren. Zur Intervention kann man keine Bankfirma zwingen; meist ist auch nicht möglich, den Vertreter des in Betracht kommenden Hauses erst von dem auszuführenden Auftrag in Kenntniß zu setzen und anzufragen, ob die Firma eingreifen will. Nur ein Trost bleibt: die Bank, die sich in zu auffälliger Weise vor der Sorge um die von ihr emittirten Papiere wegdrückt, würde schließlich den Kredit verlieren. Dadurch ist das Publikum aber nicht vor „fabrizirten“ Kursen geschützt.

In welchem Umfang der Kursmakler aus den (zum Theil unzureichenden) Bestimmungen über die Börsennotiz Nutzen zu ziehen vermag, ist generell schwer zu sagen. Daß in einzelnen Fällen Makler disziplinarisch bestraft worden sind, beweist noch nichts gegen die Institution. Verfehlte Spekulationen können den Makler leicht um seine Unabhängigkeit bringen und seine Zuverlässigkeit mindern. Das sind Ausnahmen; und schon deshalb ist fraglich, ob die Umgestaltung des Institutes der Bereideten Makler die Kursmängel völlig beseitigen würde. Man könnte wenigstens aber die Umsätze und die Kontrahenten amtlich mittheilen. Was dagegen spricht, ist, wie ich schon einmal hier gesagt habe, eine technische Schwierigkeit: das amtliche Kursblatt könnte zu spät fertig werden. Doch sollte man einstweilen die wichtigen Umsätze an der Börse veröffentlichen, damit die Zeitungen in einer besonderen Rubrik neben den Kursveränderungen auch die Umsätze, die sie bewirkt, und die Kontrahenten, die den äußeren Anstoß dazu gegeben haben, nennen können. In verheimlichten braucht man diese Dinge ja nicht; so gut wie der Bankier kann auch das Publikum sie erfahren. Oder will man ihm, um es zur Aufnahme großer Papiermengen willig zu erhalten, die Illusion bewahren, daß auf den Kurs von Menschenhand eben so wenig einzuwirken ist wie auf das Wetter? Wers glaubt, zahlt mehr als einen Thaler. Adon.

*Kellerei-Abzug 10 Etagen und
24 in sich zusammenhängende
Eisenbeton-Schneiseingänge
von Mainz.*



Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7 1/2 Uhr.

Freitag, den 30./8. und Montag, den 2./9.

Robert und Bertram.

Sonnabend, den 31./8. und Sonntag, den 1./9.

Das Wintermärchen.

Weitere Tage siehe Anschlagstau e.

Kammerspiele.

Anfang 8 Uhr.

Freitag, den 30./8. **Gyges und sein Ring**

Sonnabend, den 31./8. und Sonntag, den 1./9.

Fräulein JulieMontag, den 2./9. **Aglavaine u. Selysette**

Weitere Tage siehe Anschlagstau e.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Der Teufel lacht dazu

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz

in 8 Bildern von Julius Freund.

Musik von Victor Holtzender.

Bender.

Bella Frankhe

Joseph.

Georg Kaiser

Phlla Wolf.

Neues Theater

Freitag, den 30. Sonnabend, d. 31./8. Sonntag,

den 1. und Montag, den 2./9. Abds. 8 Uhr.

Der Dieb.

Ein Stück in 3 Aufzügen v. Henry Bernstein.

Weitere Tage siehe Anschlagstau e.

Cabaret Linden 22.

Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr.

Eliteprogramm Schläger auf

Schläger.

Hotel und Café

Dorotheenhof

Weingrosshandlung.

Direktion: Richard Zernik

Berlin NW. 7, Dorotheenstr. No. 22 und Eingang Georgenstr. No. 24,

neben dem Wintergarten.

Restaurant u. Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet. * Künstler Doppel-Konzerte.

Grosse Berliner Kunst-Ausstellung 1907

im Landes-Ausstellungs-Gebäude

am Lehrter Bahnhof

27. April bis 29. September

Täglich von 10 Uhr an geöffnet.

— Eintritt 50 Pf. (Montags 1 Mk.) Dauerkarten 6 Mark. —

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW.II, Königgrätzer-Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

== Terrains, Baustellen, Parzellierungen. ==

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebauete Grundstücke.

== Sorgsame fachmännische Bearbeitung. ==

Berliner-Theater-Anzeigen

Neues Schauspielhaus

Am Nollendorfplatz. Anfang Abends 8 Uhr.
 Freitag, den 30. u. Sonnabend, den 31./8. Sonntag, den 1. und Montag, den 2./9.

Raffles (Leitung: **Harry Walden.**) **Die Hochzeitsfackel.**
 Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Gebr. Herrnfeld-Theater, Kommandantenstr. 57.

Heute und folgende Tage Abends 8 Uhr:
 Die Anton und Donat „Madame Wig-Wag“, Operetten-Parodie.
 Herrnfeldsche Novität „Madame Wig-Wag“, Musik von L. Hal.
 Dazu die Separée-Affäre: Es lebe das Nachtleben!
 mit den Autoren Anton und Donat Herrnfeld in den Hauptrollen.
 Vorverkauf täglich von 11—2 Uhr (Theaterkasse).

Kleines Theater.

Freitag, d. 30./8. und Montag, d. 2./9. 8 U.
 Sonnabend, d. 31./8. u. Sonntag, d. 1./9. 8 U.

Vater und Sohn. Die Stimme der Unmündigen.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

15. Kaiserplatz, Berlin-Wilmersdorf,
 Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Lustspielhaus In Berlin

Freitag, den 30. Sonnabend, den 31./8. Sonntag, den 1. und Montag, den 2./9. Abds. 8 Uhr.

Musarenfieber

Sonntag, den 1./9. Nachm. 3 Uhr

Sein Alibi.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Dame (Lehrerin), sehr intelligent, vieljährig, seltig, gewandt, energisch, wünscht Anstellung als Hilfsarbeiterin bei einem Gelehrten, Künstler oder Journalisten, wo sie geistig gefördert wird. A. K. 14. Eisenach, postlagernd.

**Für Magen-Darm-Zucker-Gichtkranke,
 Fettsüchtige Abgemagerte etc.**

Dr. Oeders Diätkuranstalt, Niederlösnitz bei Dresden, Borstr. 9

Dr. Ziegelroth's

Dr. Ziegelroth's Sanatorium, Zehlendorf b. Berlin, Wanneseebahn.

1) Luft- und Sonnenbad. 2) Behandlung Fettleibiger und Zuckerkranker. 3) A-B-C für junge Mütter. 4) Kochbuch des Sanatoriums. Zu beziehen durch das Büro von

Ammendorfer Papierfabrik.

Auf Grund des in der Berliner Börsen-Zeitung und im Berliner Börsen-Courier No. 399 veröffentlichten Prospektes sind

nom. M. 1 650 000.—

auf den Inhaber lautende Aktien No. 1—1650

Ammendorfer Papierfabrik

zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden.

Halle a. S., Berlin, im August 1907.

H. F. Lehmann. Reinhold Steckner. Delbrück Leo & Co.



Waldemar Stahknecht, Neuhaldensleben

Kunstkeram. Erzeugnisse
(Büsten, Figuren, Wanddekorationen i. Fayence, Majolika, Terrakotta)
Spezialität:

Bronce-Gefässe u. Blumenkübel

Patinierte, geschliff. Fonds. Pol. plast. Goldornamente.
Wasserdicht! Dauerhaft!

Neue Dekore: Getriebene Kupfer und Eisen.
Erhältlich in den Luxusgeschäften, „wenn nicht“ auch direkt



1. MAI

MANNHEIM 1907

INTERNATIONALE KUNST- u. GROSSE GARTENBAU-AUSSTELLUNG

PROTEKTOR: S. M. HOHEIT GROSSHERZOG
FRIEDRICH VON BADEN



20. OGT.

Im Landes-Ausstellungs-Park.

Neu erbaut: Festsäle, Terrassen, Café u. Conditorei, gedeckte Gartenhallen, Fontaine luminense. Dejeuners v. 2,50 Mk. an b. 2 Uhr Nachm. Diners u. Soupers von 4 Mark an. Doppelkonzert. Illuminationsabende grossen Stils.

Nervenschwächen der Männer

Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert
Paul Gussen, Köln a. Rh. No. 70.

„Observer“ Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien I, Concordiaplatz 4,
liest alle hervorragenden Tagesjournale, Fach-
und Wochenschriften aller Staaten und ver-
sendet an seine Abonnenten

Zeitungsausschnitte

über jedes gewünschte Thema.

Prospecte gratis.



Deutsche Seemanns- Schule

Hamburg-Waltershof

Praktisch-theoret. Vorber-
eitung u. Unterbringung
seelustiger Knaben.
Prosp. durch die Direktion.

Ermahnung.

Gebt Euren Mädeln und den Buben nur Poetko's Apfelsaft aus Guben.

Poetko's Apfelsaft ist flüssiges, frisches Obst. Alkoholfrei. Natur-
rein. Unbegrenzt haltbar. Ideales Gesundheitsgetränk für Kinder,
Nervöse, Genesende. Versand in Kästen à 30 Fl. zu 40 Pf., Auslese zu
50 Pf. pr. Fl. exkl. Gl. ab Guben. Den Herren Aerzten Probeflaschen umsonst.



Wer Abstinenzler nicht mag sein Der trinke Poetko's Apfelwein.

Naturreines Erzeugnis höchster Vollkommenheit. Von 35 L. auf-
wärts à 30 Pf. Auslese à 50 Pf. pro L. exkl. Gebd. ab Guben.
Poetko's Apfelsaft und Poetko's Beerenweine marschieren überall
voran. Preisliste postfrei. In Berlin erhältlich in Flaschen und Gebinden
bei **Erich Linkwitz, W., Gleditschstr. 1a.**

Ferd. Poetko, Guben 18. Grösste Apfelsaftkellerei
Deutschlands.

Herbst-, Obst- u. Traubenkuren



Oberwaid
b. St. Gallen (Schweiz)

Sanatorium ob. d. Bodensee,
auch zur Erholung u. Nachkur. Physikal.-diätet. Heilweise nach Dr. Lahmann. Subalpines mild. Klima. Herrl. Lage. Illustrierte Prospekt frei.

Schriftsteller

Bekannter Verlag Obern. litter. Werke aller Art. Trägt teil: die Kosten. Auss. günst. Beding. Off. umt. J. 205 an Hansenstein & Vogler A.-G., Leipzig.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7.

Apostata

von **Maximilian Harden.**

7. bis 8. Tausend. 2 Bände à Mark 2.
Inhalt vom 1. Band: Phrasien. Die Schuhkonferenz. Kollage Bismarck. Gips. Genosse Schmalfeld. Francofusse. Der Fall Klausner. Die beiden Leo. Der heilige Rock. Das goldene Horn. Der koralische Parvenu. Der heilige O'Shea. Nicäa und Erlurt. Mahadö. Die ungehaltene Rede. Eine Mark Fünfzig. Trüffelpurée. Verein Oelzweig. Sommerfeld's Rächer. Suprema lex. Wie schätze ich mich ein?

Inhalt vom 2. Band: Bei Bismarck z. D. Lessings Doublette. Maupassant. Der Fall Apostata. Gekrühte Worte. Die romantische Schule. Menet. She-M-Thsian. M. d. R. Eroica. Der ewige Barrabas. Sem. Dynamistick. Der 2^{te} Bund. Kirchenvenner Strindberg. Der Ententische.

Jeder Band 8^{te}. 14 Bogen elegant broschiert. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Stroop

vom Kaiserlichen Patentamt in Berlin unter Nr. 26561 gesetzlich geschützt.

Krebs-, Magen- und Leberleidende und alle, die sich für **Binstreinigung** interessieren, erhalten Prospekt umsonst durch **A. Stroop, Neuenkirchen Nr. 1**, Kreis Wiedenbrück, Westf.

Kein Kranker und Nervenschwacher lasse unversucht die

Elektrische Kuren

v. J. G. Brockmann, Dresden, Moszczyński Str. 6.

Eine Reform-Naturheilkunde, wohnt jeder seine Kur im eigenen Heim ohne Berufsstörung machen kann. Prospekte über Selbstbehandlungsapparate gratis und franco. Grossartige Erfolge aktenmässig nachweisbar.

Schockethal

H. Cassel, Herent, Esaustr. 1, Carlstr. 10, G. Erlag, Esaustr. 10, Esaustr. 10, Esaustr. 10, Esaustr. 10.

In 2. Auflage erschienen soeben:

Die Grausamkeit

mit bes. Bezugnahme auf

Sexuelle Faktoren.

Von H. Rau.

Mit 22 Illustrationen. 4 M. Gebund. 5^{te} M.

Nur für starke Nerven!

Sexuelle Verirrungen:

Sadismus u. Masochismus.

Von Dr. E. Laurent übers. v. Dolorosa.

6. Aufl. 5 M. Geb. 6 M.

Okkultismus und Liebe.

Studien z. Geschichte d. sexuellen Verirrungen.

Von Dr. E. Laurent.

360 Seiten hr. 7^{te} M. Geb. 9 M.

Ausführliche Prospekte gratis franco.

H. Barsdorf, Berlin W. 30, Landshuterstr. 2.

Marquis de Sade

Justine und Juliette

Deutsch übersetzt. 4 starke Bände m. 103 Kupfern, in blauen Leinenbänden. Tadellos erhalten, statt 125 Mk. für 70 Mk. Gefl. Zuschriften umt. A. J. 2052 an die Expedition der Zukunft, Berlin SW. 48. erbeten.

Bestellungen

auf die

Einbanddecke

zum 59. Bande der „Zukunft“

(Nr. 27-59. III. Quartal des XV. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zu n. Preis von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a entgegengenommen.

MORPHIUM Entwöhnung absolut zwanglos und ohne jede Entwehnungserscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.
 All. Komfort. Zentralheiz. elektr. Licht. Familienleben. Prospekt frei. Zwanglose Entwöhnung von **ALKOHOL**

Meiningen

Sanatorium für Nervenkrankte und Entzwehnungskuren. Modern nach physik.-diätetisch. Prinzip geleitet mit Familienanschluss unter dauernder psychischer Beeinflussung. Beschränkte Bettenzahl. Beschäftigungskuren. Freiluftkuren. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. C. A. Passow.

Dr. med. Georg Beyer's Sanatorium für Zuckerkrankte

Dresden-A., Lukasstr. Eigenes Laboratorium Näheres im Prospekt.

MAGEN-DARM-KRANKE

wend. also *) a. Untersuch. d. Kotmenge - zwecks. durch Vernehlg. & Messen von d. Spezial-Laboratorium für stuhlanalytische Aufgaben

Dr. Thalwitzer,

Tarife. Anweisungen. Kölschenboda/Dresden. Versandgefässe.
 *) Die wissenschaftliche Stuhlanalyse schafft genaue Klärung in die Funktionen des Verdauungsweges und ist für die Mehrzahl der Fälle Grundlage jeder rationalen Behandlung! Das Laboratorium hat hinsichtlich Spezialisierung und methodischer Zusammenarbeit von Arzt und Chemiker das einzig seiner Art!

Sanatorium f. Magen-, Darm-, Leberleidende u.

Gallensteinkranke

Operationslose Kur.

Dr. med. Schürmayer
 Berlin SW., Königgrätzer Str. 110c.

Heilstätte Herzkrankte

für Dr. med. Tillias.

Tauernzienstrasse 20 (früher 19b).

Röntgenuntersuchung, Wechselstrombehandlung,
 Vibrationsmassage, Uebungstherapie.

VERZEICHNISSE KOSTENLOS

GRIEBENS REISEFÜHRER

IN ALLEN BUCHHANDLUNGEN

VERLAG von ALBERT GOLDSCHMIDT - BERLIN W 62

BERLIN

DER KAISERHOF

DAS GRÖSSTE UND SCHÖNSTE LUXUS-HOTEL DER WELT

GRAND RESTAURANT KAISERHOF

GRILLROOM KAISERHOF

FESTSÄLE KAISERHOF

GROSSE HALLE KAISERHOF FIVE O'CLOCK-KONZERT 4-5.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses **Carl Neuburger**,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinsfussen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

— An- und Verkauf von Grundstücken —

9—4 Uhr.

Seebäder-Dienst der Hamburg-Amerika-Linie

Von **Hamburg** nach den **Nordseebädern**

Cuxhaven
Helgoland

Westerland a. Sylt

Amrum, Wyk a. För

v. 29. April bis
30. September



Norderney,
Borkum, Juist
und Langeoog

v. 16. Juni bis
15. September

fahren der neue Turbinen-
Schnelldampfer

„Kaiser“

u. die bewährten Schnelldampfer
„Cobra“, „Prinzessin Heinrich“,
„Silvana“.

Abfahrt St. Pauli Landungsbrücke. Werktags 8⁰⁰ Vm. Sonntags 7³⁰ Vm

Fahrpläne und
Fahrkarten bei dem Seebäder-Dienst der Hamburg-Amerika-Linie, Hamburg IX,

dessen Agenten u. den grösseren Eisenbahnstationen.

Morphium-

Entziehungskuren

leistet im
Hause des
Patienten

R. Rehfeld, Ader. Berlin NW., Pflanzl. 18.

**Herz-
Stiefel**

berühmt
durch
Solidität

Eleganz
porzellan-
passform.

Eintrag von der
FRANKFURTER SCHUHFABRIK A.G.
v. **OTTO HEFE & Co.**

Im herrlichen Zackental!
**„Sanatorium
Zackental“**
(Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhau.
Fetsprecher 27.
oberhalb

Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnhstation)

für chronische, innere Erkrankungen, neu-
rasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände,
Diätetische Kuren.

Nach allen Errungenschaften der Neuzeit
eingerrichtet. Windgeschützte, nebel-
freie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe
450 m. Ganzes Jahr geöffnet. Näheres
Dr. med. Bartsch, dir.ig. Arzt oder
Administration in Berlin S.W.,
Möckernstr. 118.



Henkell Trocken